

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Das Irac	287
Die Grenzen der Wissenschaft. Von Ludwig Stein	303
Die Ruhmeshalle. Von Agnes Harder	312
Kant und Goethe. Von Georg Simmel	315
Die frühen Zukunfte. Von Stefan Zweig	329
Selbstkangelgen. Von Swoboda und Linschmann	321
Politische Impressionen. Von Eduard Goldbed	323

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3 a.
1906.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses **Carl Neuburger**,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei

— An- und Verkauf von Grundstücken —

9—4 Uhr.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 39 sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren.

Deutsche
Rundschau

Hoffen wir, dass so dies treffliche Werk eine sehr grosse Verbreitung gewinne und die Schöpfungen Rembrandts zum Besitze der breitesten Volksschichten mache.

Rembrandt

in Bild und Wort

Von: Geh. Rat Dr. Wilhelm Bode und Dr. Wilhelm Valentiner

Preis in elegantem Leinenband mit Golddruck 36 Mk.

60 technisch vollendete Kupferdruck-Kunstblätter nach den charakteristischsten Gemälden aus allen Epochen seines Kunstschaffens

117 Textabbildungen nach zum Teil noch nie veröffentlichten Gemälden, Handzeichnungen u. Radierungen

120 Seiten Text in gross Quart-Format

Westermanns
Monatshefte

Hier findet auch der verwöhnteste Geschmack einwandfreie Blätter in einem neuen Kupferdruckverfahren und einen das Leben wie das künstlerische Schaffen des unvergleichlichen „Erziehers“ gleich meisterhaft würdigenden Text aus der berufensten Feder.

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen —

Berlin W. 57

Rich. Bong, Kunstverlag



Berlin, den 24. November 1906.

Dies irae.

Momentaufnahmen.

Dezember 1846. Nach dem Besuch eines zur Hofgesellschaft gehörigen Herrn schreibt Barnhagen in sein Tagebuch: „Der vorige König, hieß es, habe einen Premierminister nicht nöthig gehabt. Der habe seine Größe erst gezeigt, als Hardenberg gestorben war. Wenn Dieser am Leben geblieben und Humboldt, Boyen, Beyme, Gneisenau, Grolmann nicht entfernt worden wären (die Alle den König in der Enge halten wollten), würde der König sich nie in der Größe haben zeigen können, die er nachher entwickelte. Dies Wort, 'Größe' muß hier sehr auffallen und ist wohl in keiner Weise vom vorigen Könige giltig; auch das Thatsächliche ist ganz falsch aufgefaßt. Der König hat sich vom Staatskanzler nur bedingt leiten lassen, hat ihn nach außen und innen gehemmt; und nach Hardenbergs Tod ging Alles erst recht schwach. Da begann die Mediokrität und die Kamarilla, die Angst und Verlegenheit bei jedem bedeutenden Ereigniß, da kamen die Ränke des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz, die Einwirkung Bislebens, die Staatsführung Lottums, die Thätigkeit des Kronprinzen und seiner Leute. Der vorige König hatte sehr ehrenwerthe Eigenschaften, aber keine, die das Beiwort ‚groß‘ vertragen kann!“ Drei Jahre vorher hatte, zum ersten Mal seit Jahrhunderten, ein König von Frankreich in seinem Schloß den englischen Hof empfangen. Zwischen den Völkern des Westens schien der alte Haß erloschen. Und über den Staat Friedrich Wilhelms (der mit einem Bülow das internationale Geschäft besorgte) schrieb Treitschke: „Preußen stand in der diplomatischen Welt so einsam wie seit Jahren nicht. Sein König hatte verstanden, in kurzer Zeit die alten Freunde: Oesterreich und Rußland mit Mißtrauen zu erfüllen; er hatte mit seinen Freundschaftswerbungen in England wenig Anklang gefunden und bald merkte man, daß Preußen

jetzt auch an den kleinen deutschen Höfen weniger geachtet war als einst unter dem alten König. Die ruhige Würde des Vaters erweckte Vertrauen, die bewegliche Geschäftigkeit des Sohnes Zweifel und Argwohn.*

Oktober 1901. In der Boffischen Zeitung, die nicht zum ersten, nicht zum letzten Mal vom Auswärtigen Amt inspiriert ward, ist dem Botschafter Fürsten Eulenburg vorgeworfen worden, er sei allzu selten in Wien. In der Neuen Freien Presse erhebt dem Angegriffenen ein Vertheidiger. Die Pflicht, in den Nordischen Gewässern das Auswärtige Amt zu vertreten, und später „anhaltende Kränklichkeit“ habe den Fürsten gezwungen, fern von Wien zu weilen. Paul Hahfeldt sei Monate lang nicht in London, sei, als schwerkranker Mann, überhaupt nicht mehr im Stande, die laufenden Geschäfte zu erledigen; werde aber niemals angegriffen. Der Kampf gegen den Fürsten Eulenburg „gehe von einer in Berlin in einflussreicher Stellung lebenden Persönlichkeit aus, die Proben ihrer Leistungsfähigkeit auf diesem Gebiet schon längst abgelegt hat“, aber „mit großer Kunst Vordermänner in die kritische Linie zu schieben weiß und sich selbst sorgsam fern vom Schuss hält“. Auch dieser Artikel konnte, mit seinen Intimitäten, nicht aus dem Hirn eines Journalisten kommen. Da er in einem dem Botschafter ergebenen Blatt erschienen war, mochte Fürst Philis fürchten, dafür haftbar gemacht zu werden. Er (dessen Fürstenwappen die Devise *Constantia et virtute* trägt) telegraphirt an das Auswärtige Amt und bittet, „dem Verfasser des perfiden Artikels“, wenn er zu ermitteln sei, sein „schärfstes Befremden auszusprechen“. Graf Bülow läßt die Depesche in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlichen; und die gekränkte wiener Redaktion vermag ihre Klage nicht einmal ins sonst so willig geöffnete Ohr des Botschafters zu bringen. Im Oktober kehrt der französische General Boyron aus China zurück und publizirt Briefe, die beweisen, daß er von allen Wünschen Waldersees nicht einen erfüllt und den Widerspruch gegen die sehr höflichen Bitten des Generalissimus von leiser Ironie bis zu kaum noch verhülltem Hohn getrieben hat. Bald danach liest man, der Reichskanzler Graf Bülow sei nach Liebenberg gereist, um dem Kaiser, der Philis Gast ist, Vortrag zu halten. Er sieht im liebenberger Schloß Beckes Bild *La poule blanche*. Ein schwarzer Hahn wirbt brünstig um ein weißes Hühnchen; gleich, man merkte, wird der abgewiesene Freier wüthend den rothen Halslappen schütteln und den zierlichen Liebling des Hofes schrill ankrähen. Beiden Thierleibern hat der Künstler Menschenköpfe gemalt; und an Menschen-schicksal sollen sie mahnen. Wie dem weißen Huhn, so geht es nicht auf Feder-viehhöfen nur den Günstlingen des Glücks: sie werden zuerst umworben, dann

benedet und endlich gehaft. Ist schon so weit? Oder steht noch eine Veröhnung bevor? Handelt sich um Boyron oder um den neuen Zolltarif? Ein paar Tage vorher war verbreitet worden, der Kaiser habe gesagt, wenn es nicht gelinge, neue Verträge zu schließen, werde er „Alles kurz und klein schlagen“. Veröhnung: klingts nun durch die Lande. Die Herbstsonne leuchtet dem Kanzler. Als Triumphator kehrt er zurück, kann offiziös versichern lassen, daß es in der Ufermark weder Sieger noch Besiegte gegeben habe; und braucht nicht an Friedrich Leopold von Hertefeld zu erinnern, der die Politik die Wissenschaft des Betruges nannte und die Großen durch Verfassungen binden wollte.

Juli 1906. Die Kronprinzessin hat ihrem Mann einen Knaben geboren. Den Kaiser, der auch diesmal der erste Gratulant sein möchte, hat auf der Hochsommerreise die frohe Kunde noch nicht errächt. Als er in Bergen landet kommt Herr Oskar Stuebel, der beim norwegischen König beglaubigte Gesandte des Deutschen Reiches, mit dem Konsul Mohr an Bord der „Hamburg“. Herr Stuebel, der an dem Abschluß schlechter Verträge und an mancher anderen tropischen Thorheit mitschuldig ist, hat, seit die Kolonialskandale die Welt mit Lärm und Stank erfüllen, den Monarchen nicht mehr gesehen und am furchtbaren Tag des Gerichts nun das Köpfschen verloren. Trotz der Vorbildung als Mathematiker und Jurist zittert er vor der ersten Begegnung mit dem Allmächtigen, der ihn seligsprechen und verdammen kann. Wird aber gnädig empfangen und, mit seinem Begleiter, zur Mahlzeit geladen. Als das Tischgespräch einen Augenblick stockt, sagt der Konsul: „Der reiche Zahnenjchmuck der Stadt wird Eurer Majestät gezeigt haben, welchen Antheil die Bevölkerung an der Geburt Allerhöchsthres Enkels nimmt...“ Der Kaiser schlägt mit der Faust auf den Tisch, daß die Teller und Gläser klirren. „Enkel?.. Gulenburg!“ Und zu dem neben ihm sitzenden Gesandten: „Mann! Und Das erfahre ich jetzt erst?“ Alles blickt entsezt auf den armen Oskar. Der ist weiß wie das Tafeltuch, schlottert in seinem Galackleid und stammelt endlich: „An Land liegen auch schon sehr viele Depeschen.“ Wilhelm wird dunkelroth, springt auf, befehlt Allen, sitzen zu bleiben, läuft in sein Rauchzimmer und dämpft bei der Cigarette langsam den Zorn. In aller Hast muß ein Bote die Depeschen holen. Ungefähr vierhundert sind; noch nicht einmal sortirt. Oben auf liegt der Glückwunsch, den Freund Abdul Hamid geschickt hat. Die Höflingschaar im Kreise bebdt noch von der Erregung. Doch der Kaiser ist schon wieder bei gutem Humor, nimmt ein Depeschenformular und schreibt schnell an den Kronprinzen: „Erfahre soeben durch den Sultan, daß Dir ein Sohn geboren ist.“ Und so weiter. Würdigt Herrn Stuebel aber keines Blickes mehr und läßt keinen Zweifel darüber, daß die-

sem Mann das Todesurtheil geschrieben und unterzeichnet ist. Der Unselige muß an Bord bleiben. Niemand spricht mit ihm. Allen ist er Luft. Und während das Schiff nordwärts schlingert, dann stampft, hat er zum Nachdenken Ruhe und lernt erkennen, daß die eine Veräumniß ihm mehr geschadet hat als alle Sünden, die er als Direktor der Kolonialabtheilung ungefühlt ließ.

September 1906. Wartesalon in Potsdam. Herr von Boddieleski ist, wie seine preussischen Kollegen, zur Tafel geladen. Wie wird er behandelt werden? Am achtzehnten August hat in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung gestanden, der Minister habe den Fürsten Bülow gebeten, „seinen Wunsch nach Entlassung aus dem Staatsdienst an Allerhöchster Stelle zu unterbreiten.“ Die Richtigkeit dieser Angabe hat Boddieleski bestritten; er habe dem Ministerpräsidenten nur geschrieben, er würde lieber aus dem Staatsdienst scheiden als in seinen Jahren sich noch länger „mit Schmutz bewerfen lassen“. Antwort in der Norddeutschen: Der König habe, auf Antrag des Ministerpräsidenten, erklärt, er sei zur Zeit noch nicht in der Lage, über die Entlassung des Ministers „eine definitive Entschliehung zu fassen.“ Und der dem Tod Geweihte steht nun, all in seiner Munterkeit, mitten im Wartesalon. Steht, mit seiner Frau, fröstelnd bald in einer Sitzzone. Vorsicht empfiehlt, das gescholtene Paar zu meiden. Die Korrekten beschränken sich auf kühlen Gruß und hüten die Zunge. Da tritt der Ministerpräsident ein, geht sofort auf das vereinsamte Paar zu, begrüßt es mit herzlichem Wort, kehrt nach dem Rundgang noch einmal zu ihm zurück und sagt, so laut, daß mindestens zwei Duzend Excellenter es hören müssen, das Zeitungsgerede sei unsinnig und er lege Werth darauf, auch hier zu erklären, daher sich mit dem Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten heute noch, wie einst im unholden Mai des Tarifkrieges, solidarisch fühle. Die Luft erwärmt sich; und der eben noch Gemiedene kann manche Männerhand schütteln. Die Ansprache (deren unzweideutiger Sinn war, die Durchlaucht stehe und falle mit Seiner Excellenz) dringt nicht ins Freie. Offiziöse melden, die „definitive Entschliehung“ könne erst kommen, wenn das Ergebnis der gegen den Major Fischer eingeleiteten Untersuchung bekannt sei. Das Verfahren gegen den Major wird eingestellt. Herr von Boddieleski nach Rominten geladen. Die Entscheidung ist also gefallen? „Unwürdig“, spricht Burleigh, „ist der Majestät, das Haupt zu sehen, das dem Tod geweiht ist“; und: „Gnade bringt die königliche Nähe“. Also gerettet? Gerichtet. Der Minister wird entlassen. Den Schwarzen Adler bekommt er einstweilen nicht, weil die Verleihung allzu oft öffentlich vorausgesagt ward. Er ist diskret, verschließt die gütlichen Briefe des durchlauchtigen Kollegen in seinen Schreibtisch und

sagt nicht, wessen Wohlwollen ihm den unflugen Rath gab, seinen Antheil am Kapital der Firma Von Zippelskirch & Co. der Ehegährtin zu cediren.

November 1906. Nacht. Offenes Feld im Uckergebiet. Der Harfner: „Hast Du gelesen?“ Der Süße: „Schon Freitag.“ Der Harfner: „Meinst Du, daß noch mehr kommt?“ Der Süße: „Wir müssen mit der Möglichkeit rechnen; er scheint orientirt, und wenn er Briefe kennt, in denen vom Liebchen die Rede ist.“ Der Harfner: Undenkbar! Aber sie lassens überall abdrucken. Sie wollen uns mit Gewalt an den Hals.“ Der Süße: „Eine Hevenzunft. Vorbei! Vorbei!“ Der Harfner: „Wenn nur Er nichts davon erfährt!“

Deffentliche Meinung.

Leipziger Tageblatt: „Es ist vorbei mit dem geruhigen Hoffen und mit dem Ergeben in den höheren Willen. Die kommenden Jahre müssen und werden im Zeichen eines schweren Kampfes stehen: um die Konstitution. Und es ist schlimm und gewiß nicht den Aufgaben des Reiches förderlich, daß dieser Kampf, der bis an die äußerste Grenze der Zulässigkeit vertagt worden ist, gegen die Spitze des Reiches, gegen die Krone geführt werden muß.“ Rationalzeitung: „Für die nationalliberale Partei kann die Parole nur lauten: Der Regierung, wie sie jetzt ist, und dem System, nach dem wir jetzt regirt werden, keinen Pfennig mehr. Die Unstetigkeit und Sprunghaftigkeit unserer Politik, die nachgerade auch für den Blödesten mit Händen zu greifen ist, ist die Ursache der allgemeinen Beunruhigung, die der Abgeordnete Wasser- mann zum Gegenstand seiner Interpellation gemacht hat.“ Kreuzzeitung: „Uns Alle beherrscht jetzt das Gefühl, daß wir vielleicht kritischen Tagen entgegengehen, und darum ist es wohl erklärlich, wenn das Volk vielfach mit einer gewissen nervösen Bedenklichkeit auf den Herrscher blickt. Wir schließen uns offen dem Wunsch an, daß unser König und Herr die psychologische Berechtigung dieser Stimmung anerkennen möge.“ Leipziger Neuste Nachrichten: „In allen Kreisen unseres Vaterlandes herrscht eine tiefe Mißstimmung. Was Fürst Bülow sagte, war theils selbstverständlich, theils überflüssig und, abgesehen von neuen Anekdoten, nur eine Wiederholung des oft Gesagten und von uns schon oft Gehörten.“ Hamburger Nachrichten: „Wir haben die bekannten Phrasen zu hören bekommen. Wir haben den Eindruck, daß dieser ganzen Politik der nöthige Ernst fehlt, daß Alles nach wie vor auf Beruhigung und Beschönigung hinausläuft.“ Die Post: „Es erscheint als ein Gebot der Staatsklugheit, sorgsam darüber zu wachen, daß Alles vermieden wird, was die Befüchtung eines persönlichen Regiments im mehr ab-

solutistischen Sinn nähren könnte. Das wird vor Allem auch die Aufgabe der parlamentarischen Körperschaften im Reich wie in Preußen sein müssen.“
 Magdeburgische Zeitung: „Es wäre besser, wenn die Allerhöchste Person sich nur in ganz spruchreifen Angelegenheiten der öffentlichen Kritik aussetzte. Das Gewicht des kaiserlichen Ansehens verbraucht sich, der Nimbus der Majestät nutzt sich ab.“
 Dresdener Nachrichten: „Die Beobachtung, daß oft vom Kaiser bei den wichtigsten Entschlüssen unkontrollierbaren und unverantwortlichen Einflüssen ein größerer Spielraum gegönnt wird als den verantwortlichen Rathgebern, schafft eine chronische Unsicherheit und Unruhe, weil man nie weiß, woran man eigentlich ist.“ (Konservative und nationalliberale Blätter.)
 Kölnische Volkszeitung: „Die diplomatische Isolirung Deutschlands ist das Pentagonum, das uns Pein macht.“
 Der Reichsbote: „Die Minister müßten den Kaiser davon überzeugen, daß es richtiger ist, nicht so impulsiv in die Dessenlichkeit zu treten; vielleicht gelänge es ihnen auch, den Kaiser von den allzu vielen Reisen mit ihren Festlichkeiten abzuhalten.“
 All diese Sätze (und noch viel schroffere) sind im November 1906 gedruckt worden. Die folgenden standen vor vierzehn Jahren in der „Zukunft“: „Die widrigste Schmeichelei hat sich an den Kaiser gedrängt und ihm beinahe unmöglich gemacht, die wahre Stimmung zu erkennen. Der Mangel an Aufrichtigkeit, dem er überall begegnet, hindert den Kaiser (oder erschwert ihm mindestens), seine Erziehung zu vollenden. Er hat werthvolle Erfahrungen gesammelt, die ihm gewiß nicht verloren sind, und würde rasch neue Erfahrungen sammeln, wenn die Parteien sich nicht um die Wette in den Staub würfen und ihm, der vorwärts schreiten möchte, den Weg sperren.“ Das wurde hier am letzten Tag des Jahres 1892 gesagt. (Anklage wegen Majestätbeleidigung. Freisprechung.)

Was damals schon so Viele empfanden, erkannten, ist nach drei Lustren erst zu offenem, widerhallenden Ausdruck gelangt. Warum so spät? Weil in diesen Jahren mehr Geld verdient worden ist, als die kühnste Hoffnung zu träumen gewagt hatte. Nur in der Aera des „Aufschwunges“ konnten wir erleben, was wir erlebt haben. Mancher Blinde glaubte, das rasche Wachstum des Wohlstandes sei der neowilhelminischen Politik zu danken. Weil ein paar Industrielle, Techniker, Großhändler an den Kaiserhof kamen, hieß es, das Reich, das alte Preußen sogar werde endlich nun modernisirt. Die so sprachen, bedachten nicht, daß die Gnade nicht Lebensleistungen belohnte. Sonst hätten die Schöpfer und Förderer der rheinisch-westfälischen Industrie, die starken Forscher, Finder und Künstler nicht in der Sonne geblüht. Wer sich von einem Oberhofmeister, einem Minister, Ministerialdirektor oder deren Agenten

zu „Stiftungen“ anregen ließ, mit der Feder, dem Pinsel oder Meißel gefällig war und da aushalf, wo die Staatsmittel versagten, durfte im rosigen Licht athmen. Andere, die für die res publica mehr gethan hatten, blieben im Dunkel. Die Mehrheit der Besitzenden wollte nicht darauf achten. „Die letzte Rede gefällt Euch nicht? Und auch nicht. Doch was schadet sie schließlich? Reden verhallen. Macht kein Ereigniß daraus! Ihr stört uns nur den Profit. Seht Ihr denn nicht, wie sich die Lebenshaltung des Deutschen von Jahr zu Jahr hebt? Das ist die Hauptsache. Enrichissez-vous; und laßt uns in Ruhe arbeiten.“ In der Bourgeoisie flackerte kaum noch ein Fünkchen politischer Leidenschaft auf. „Dankt Gott mit jedem Morgen, daß Ihr nicht braucht fürs Römische Reich zu sorgen!“ Daß Ihr auf fruchtbarem Boden für Eure Kinder säen und ernten könnt. Und laßt Euch von Leuten, die nichts Bessers gelernt haben und drum Politiker wurden, nicht das reichlich rentirende Leben vergällen. Vor zehn Jahren, nach Wilhelms Depesche an Krüger, kam die Zuversicht ins Wanken. Nur für kurze Zeit. Der Britengross hat uns viel Geld gekostet; doch wir verdienten so viel, daß wirs verschmerzen konnten. Erst das Jahr des marokkanischen Haders brachte Klarheit. Kriegsgefahr. Die Anfänge einer Trustbildung, die den deutschen Imperialismus bedroht, unserer Wirthschaft die Ausdehnungsmöglichkeit schmälert. Nun merkte man, daß Reden nicht immer so ungefährlich sind, wie sie scheinen. Daß Deutschland draußen wie ein Zarthum beurtheilt werde, in dem ein Wille Alles bestimmt und leitet. Merkte allmählich auch, daß Wohl und Weh nationaler Wirthschaft nicht von Zolltarispositionen abhängt (deren Härte eine kluge Frachtpolitik mildern, deren engem Bereich die Industrie entschlüpfen kann) und mit den capriciösen Verträgen nicht die Hoffnung auf Gewinn bestattet werden muß. Ein Luftzug, der in die glimmenden Kohlen fuhr: und der Unmuth schäumte auf. Als das Geld knapp wurde, wars so weit. Zum ersten Mal war Monate lang wieder kein Profit einzuheimsen; verloren die zum Verkauf ihrer Werthpapiere Genöthigten große Summen. Und fanden nun, dem Reich ziehe eine Lebensgefahr herauf. Die „Hochkonjunktur“ hatte dem Neuen Kurs den glorreichen Sommer befehert; der hohe Bankdiskont brachte ihm den Winter des Mißvergnügens.

Wird er dauern? Die Industrie ist noch mit Aufträgen überhäuft und den Landwirthen geht es besser als seit Jahrzehnten. Eine ruhige Politik, die nicht provoziert, nicht schwächlich zurückweicht, könnte die Unzufriedenheit noch dämmen. Was (unwiederbringlich oder wenigstens für Menschenalter hinaus) verloren ist, wird erst spät erkannt werden. So lange wir uns für saturirt erklären und fromm die Hände falten, thut uns in Ost und West Keiner

was zu Leid. Wenn aber unsere Arbeiternoth wächst, die „Hand“ theuer wird, die erstarrte Gewerkschaft den Arbeitsvertrag diktiert? Wenn die Dummheit der englischen Liberalen im Transvaal fortwirkt, die Umlaufsmittel knapp bleiben, Amerika den Bahnbau einschränken muß und den Ueberfluß seiner Bodenschätze an Europas Küste spült? Wenn unsere Banken der Industrie den Kredit kürzen müssen, die Dividendenpapiere von ihrer Kurshöhe stürzen und die geängstete Kapitalistenschaaer sich hastig ins dürre, doch sichere Gelände der Staatsrenten zurückzuziehen? Dann würde die Kurzsicht erkennen, welche politischen Werthe im Deutschen Reich Wilhelms des Zweiten vernichtet worden sind; welche monarchischen. Dann würde den Verantwortlichen die Rechnung präsentiert. Das Winterstürmchen, das jetzt durchs deutsche Land heult, wird verbrausen, sobald wieder eine lustige Hauffe auf dem Kurzettel steht.

Das neue System.

Wer ein Geschäftsunternehmen leitet, muß dafür sorgen, daß es auch schlechte Zeit ohne Lebensgefahr überdauern kann; muß abschreiben, Reserven häufen, einen Theil des Ueberschusses dem gierigen Blick der Aktionäre verbergen. Wer ein Reich regiert, muß sich täglich fragen: Wird das Volk, wird mindestens die Mehrheit der am Reichsbestand Interessirten mich in mageren Jahren noch lieben, den an der Spitze eines ruhmlos geschlagenen Heeres Heimkehrenden noch achten, noch dulden und kann ich, wenn Haß mich wüthend umdräut, mit reinem Gewissen behaupten, immer der Pflicht treu gewesen zu sein? Den Sinn des Grafen, des Fürsten Bülow haben so bange Fragen niemals bekümmert. Der ist ein Kanzler für Sonnentage. Ein Wohlgenährter, der nachts gut schläft. Dem würde in Gewittern Keiner sich anvertrauen. Der müht sich deshalb eifernst auch stets um den Beweis, daß der Horizont heiler ist und aus keiner nahen Himmelsdecke ein Unwetter heraufziehen kann.

Er gehört zu den schwachen, lauen, schwindligen Seelen, deren Sehnsucht und deren Stolz ist, keinen Feind zu haben. Er hat Richters vierschrötige Gestalt mit Rosenketten umwunden und hätte, wenn ihm nicht unsanft abgewinkt worden wäre, auch auf Babels weißen Schopf ein Kränzlein gedrückt. Freundschaft mit den Sozialdemokraten: Das würde der Kaiser nicht verzeihen. Alle Anderen aber müssen gewonnen werden. Er umwirbt den lebenden, betrauert den toten Grafen Reventlow (der ihn schroff und höhnisch getadelt hat) und ruht nicht, bis Professor Hasse, der Leiter des Alldeutschen Verbandes, neben ihm auf dem Sofa sitzt. Jeden dritten Tag giebt es ein kleines Diner; von Norrmann bis zu Hausmann ist Alles geladen. Die Zentrums-koryphäen werden

wie Busenfreunde behandelt; auch durchreisende wie regierende Fürsten gefeiert. Die Kollegen? Im Kreis der Intimen werden sie durchgehohlet und bewigelt. Merkens aber nicht; man macht ihnen auch was vor. Sie sind, selbst wenn sie dem Kanzler nie menschlich nah kamen, „verehrte Freunde“. Für die Ausschiffung wird, wenns Zeit ist, irgend ein Berge gedungen. Mit solcher Last bebürdet Seine Durchlaucht sich nicht. Nie hat der höfliche Herr Einem gesagt: „Wir müssen scheiden“. Das läßt man durch den Lokalanzeiger machen (Miquel, Möller, Poddbielski) oder von Hammann und Tschirschky (Holstein). Erni Hohenlohe, der nicht lange vorher dringend gebeten worden war, im Amt auszuharren, und der nicht ahnte, daß ihm schon ein Erbe bestellt sei, wurde in einer ungemein artigen Zwiesprache zu der Frage gezwungen: „Dann ist's wohl besser, wenn ich zurücktrete?“ Und war draußen, als er gerade zu arbeiten anfangen wollte. Thielmann, Bülow's Rival aus der pariser Zeit, ist sicher auch nur gegangen, weil er nicht bleiben wollte. . . Nur keinen Feind. Jeder ist schließlich ja zu entwaffnen. Wer schüchternen oder gar heftigen Angriff wagt, wird zu offener Aussprache geladen: und fühlt sich dann als eine Großmacht, mit der selbst der Reichskanzler paktiren muß. Politische Gegenjäger? Muß man nicht überschätzen. Der streng evangelische Fürst ist der Liebling der Katholikenpartei; der Ganzmoderne wird von den Konservativsten gehätschelt; und Freihändler neigen und beugen sich vor dem Kanzler des „Buchertarifes“.

Der Ertrag solcher Strategie und Taktik ist nicht gering; würde aber nicht ausreichen, wenn die Gunst der Presse nicht nachhülfe. Die muß man um jeden Preis haben. Und der Preis ist nicht einmal hoch. Zu kaufen ist bei uns kaum ein brauchbarer Schreiber; mit Schmeichelei aber sind fast alle zu fördern. „Ich freue mich immer, wenn ich einen Artikel von Ihnen finde; gerade weil Sie die Dinge anders ansehen als ich.“ „Ihr Feuilleton war wieder allerliebste; auch meine Frau, der ichs vorlas, ist entzückt davon.“ Wie viele Journalisten sind mit solchen Süßigkeiten gesättert worden? Auch die Vertreter winziger Provinzblätter bekommen ihren Bonbon. Die Prominenten werden in den „kleinen Kreis“ geladen. Und kehren dann berauscht heim. „Dieser Kanzler! So artig, so frei von Hochmuth und Vorurtheilen, so rückhaltlos in der Kritik; und kennt alle modernen Meisterwerke und weiß auch in meinen Sachen und Säckelchen zum Erstaunen Bescheid.“ Soll's etwa nicht wirken, wenn der höchste Reichsbeamte, ein Fürst, sich des Weihens und Streuens befleißt? Ist an Einen gar nicht heranzukommen, dann wird ihm wenigstens gemeldet, wie freundlich der Kanzler über ihn, den Gegner, spricht; vielleicht nützt auf die Dauer doch ein Bißchen. Die Hauptarbeit leistet das starke Konfortium: Geheimrath

Hamann und die Herren Stein (Frankfurter) und von Huhn (Kölnische Zeitung). Der Geheimrath ist ein *Fouche* kleinen Formats, als Chef der Clique jetzt aber unentbehrlich. Die beiden Journalisten sind Mitregenten. Herr Stein hat ja an manchem Tisch erzählt, welche Sorge ihm *Marco'so* bereitet und wie oft ihn der Kanzler vor der Absendung einer Note um Rath gefragt habe. Ganz tüchtige Leute; der Frankfurter ist einer der besten Schreiber und in alle Sättel gerecht. Ob ihre Intelligenz ihnen aber die Fürstengunst sichern würde, wenn sie morgen nicht mehr die Vertreter der wichtigsten Blätter Süd- und Westdeutschlands wären? Sie finds; und machen sich nützlich. Kennen die Herkunft jedes Artikels und wissen genau, wie man hier den Verleger, dort den Redakteur behandeln muß. Können auch ohne höhere Weisung den Kleinen angeben, was fürs nächste Abendblatt geschrieben werden muß. (Hamann ist nicht Haman, der gesagt hat: „Deutlichkeit ist eine gehörige Vertheilung von Licht und Schatten.“) Zu fröhlicher Gah blasen und die Meute zurückpfeifen. Und stets darauf pochen, daß sie unabhängige Organe der öffentlichen Meinung bedienen. Dazu kommt der unterthänige Lokalanzeiger; dem der Fürst aber Mäßigung empfehlen sollte (sonst muß man eines Tages doch mal in diese Schwarzküche hineinleuchten). Kommen Alle, die Nachrichten oder andere Gefälligkeit wünschen. (Und gefällig ist der Kanzler; wenn er sich nicht selbst bemüht hätte, wäre der Täglichen Rundschau das Strafverfahren in Sachen Duade nicht erspart worden.) Orden sind hier selten nöthig; die bleiben meist den Abgeordneten (*nomen at que omen*) reservirt. Auch die ausländische Presse ist manchem Einfluß offen; und den Herren, die draußen deutsche Zeitungen vertreten, ist beizukommen, wenn sie im Haus des Botschafters oder Gesandten „Zühlung suchen“. Kein Wunder also, daß der Kanzler auch an trüben Tagen fast nie hart getadelt, fast immer von Schuld und Fehl freigesprochen wird und daß in dem dicken Band, der die Loblieder der Presse aufbewahrt, kaum noch eine Seite unbesetzt ist. (Im Ernst: er sammelt die „guten Kritiken“, die über seine Leistungen veröffentlicht werden; verkehrt mit den Männern der Presse ja auch wie einst der Gastspieler Friedrich Haase.)

Und warum dieser umständliche Betrieb, dieses Mühen, Alltagschwärmern und Duzendschreibern Komplimente zu dreheln? Weil der Kanzler seine Aufgabe völlig verkennt. Weil er seine wichtigste Pflicht erfüllt wähnt, wenn er eine wirkfame Rede gehalten hat, die in den Zeitungen gelobt wird. Damit ist aber noch gar nichts erreicht. Dem Direktor einer Aktiengesellschaft, der sich einbildete, die in der Generalversammlung zu haltende Rede sei nicht ein unvermeidliches Uebel, sondern ein wesentlicher Theil seiner Arbeitsleistung.

würden Auffichtrath und Kollegen heimleuchten. Er soll gute Geschäfte machen, schweigen, wenn er nicht zum Sprechen gezwungen ist, und die Journalisten laufen lassen. Wer seinen Kritikern den Hof macht, muß sich schwach fühlen und darf auf besondere Hochachtung nicht hoffen. Wer seine Sache versteht und das ihm anvertraute Geschäft vorwärts bringt, wird, früh oder spät, von den redlich Urtheilenden gelobt; und kann abwarten. Kein nobler Künstler, Gelehrter, Kaufmann geht dem Rezensenten um den Bart. Keiner täuscht sich darüber, daß solche Manier ihm gerade die Besten entfremden würde. Ein Reichskanzler soll handeln, wie gewissenhaft erwogene Pflicht ihm befiehlt, nicht fragen, ob das Parterre klatscht oder zischt, und aus dem Amt scheiden, wenn er das Reichsguthaben nicht zu mehren vermag. Fürst Bülow glaubt, zu handeln, wenn er redet, und einen Sieg erkochten zu haben, wenn ihm applaudirt wird. Er kann ohne lautes Lob nicht leben (konnte es schon in Rom nicht) und verwechselt Applaus und Wirkung. Beifall kann Jedet erlangen, der Geld oder Gunst zu vergeben hat. Wirkung läßt sich nicht erkaufen. Ein Minister, der alle Thronenden, alle in der Heimath und in der Fremde Mächtigen mit süßer Speise bewirtheht, ist höflichen Dankes sicher. Eines Tages aber findet er, wie der Polizeikommissar, von dem Tocqueville spricht, irgendwo eine Tafel mit der Inschrift: *Notre gouvernement est comme une masse de morts; point de Gloria, point de Crédo, un long Offertoire et, à la fin, pas de Bénédicité.* So weit ist's nun beinahe schon. Zum ersten Mal hat den Berwöhnten gefährliche Feindschaft bedroht; zum ersten Mal gab's nur dünnen Applaus. Und der mit Lob Gehudelte kann den Stimmungswechsel nicht fassen.

Rhetren.

Die beiden Reden, die er am vierzehnten November gehalten hat, waren schlecht; fanden im Reichstag keinen starken Nachhall und wurden in der Presse nur von den Zuverlässigsten gelobt. Alles, was ich hier vorausgesagt hatte, steht darin; leidet noch mehr. Schwache Anekdoten. Unnützliche Ermahnungen. Banalitäten. Unhaltbare Behauptungen obendrein. Sätze, die einen betrübenden Mangel an Taktgefühl zeigen. (Muß man wirklich erst daran erinnern, daß ein Minister im Parlament nicht fremde Herrscher zu censiren, dem König von Rumänien Lüchligkeit, dem Kaiser von Oesterreich Pflichttreue und Gerechtigkeit zu bescheinigen hat?) Alles war auf den Applaus berechnet; auf den Applaus aus verschiedenen Gegenden. Und was man hörte, klang dünn.

„Wenn sich einmal die Archive unserer Zeit öffnen werden, wird die Behauptung, ich sei durch den Ausbruch des russisch-japanischen Krieges über-

rascht worden, bei den Historikern große Heiterkeit erwecken. Ich wußte ganz genau, wie die Dinge lagen. Das, was ich auf vertraulichstem Wege erfahren hatte, jedem Herrn von der Presse, jedem Herrn von der Börse aufzubinden: Das ging wirklich nicht“. Der Reichskanzler und Ministerpräsident behauptet also, in den ersten Februartagen des Jahres 1904 „ganz genau“ gewußt zu haben, daß der Krieg zwischen Rußland und Japan bevorstehe. Der Zar und seine Minister, der Statthalter im Fernen Osten und der Kommandant von Port Arthur wußten es nicht. Am zweiten Februar hat Nikolai Alexandrowitsch gesagt: „Der Friede ist gesichert“. Das hat auch der Deutsche Kaiser bestätigt. Als aus London (wo Japans Absicht durch Proviant- und Kohlenkäufe bekannt geworden war) die Meldung kam, der nächste Tag könne, ein sehr nahe müsse den Krieg bringen, wurde ihr im berliner Auswärtigen Amt nicht geglaubt. Am vierten Februar stand in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, die Kriegsgerüchte seien unbegründet. Am fünften Februar übernahm das Preußenkonsortium vom Finanzminister Konsols im Nominalbetrag von siebenzig Millionen Mark. Dann kam der Angriff auf die russische Flotte. Börsenpanik. In wenigen Tagen wurden in Deutschland ungeheure Summen verloren. Das Konsortium, das die übernommenen Konsols nun natürlich nicht loswerden konnte, fragte den Finanzminister, warum er ihm diesen Verlust nicht erspart habe; und bekam die Antwort: „Ich bitte, mir zu glauben, daß wir durch den Ausbruch des Krieges eben so überrascht worden sind wie Sie; wir waren fest überzeugt, daß dem Kaiser von Rußland die Erhaltung des Friedens gelingen werde“. Wir? Der preußische Ministerpräsident behauptet jetzt, er sei nicht überrascht worden; habe ganz genau gewußt, wie die Dinge lagen. Wenns wahr wäre, hätte ein Kluger, nicht von Eitelkeit Geblendeter diese Wahrheit im Busen geborgen. Vielleicht hätte die Entdeckung die Historiker erheitert. Unser Gefühl ist anders. Wir würden das Verhalten eines Ministers, der, statt den Verkauf der Konsols aufzuschieben und zuverlässigen Bankiers einen Wink zu geben, das Volk durch eine offiziöse Trugnotiz getäuscht und um eine Milliarde gebracht hätte, skandalös nennen; wenn wir sehr höflich wären. Würden bedauern, daß man ihn mit seinen Millionen nicht regreßpflichtig machen, nicht vor den Strafrichter stellen kann. Dem Durchlauchtigen, der von Wirtschaft, von Recht und ihren Zusammenhängen wohl keine deutliche Vorstellung hat, scheint die Sache gerade gut genug für ein Wischen. Doch er ist kein Bösewicht. Das Gedächtnis läßt ihn im Stich. Er hat, wie andere Sterbliche, zwischen der Hoffnung auf Frieden und der Furcht vor dem Kriege geschwankt und in den Tagen des Konsolverkaufes das Fürchten verlernt. Alvensleben, Wolff-

Wetternich, Arco mußten ja wissen. Seine Angabe ist gewiß eben so falsch wie die, er wisse erst seit dem dreizehnten Novemberrnachmittag, daß er am vierzehnten auf die Interpellation des Abgeordneten Bassermann antworten solle.

Nach dem Gedächtnißfehler der vollkommene Widerspruch. „Fürst Bismarck war ein unvergleichlicher Staatsmann, ein Titan; ich habe meine unbegrenzte Verehrung und Bewunderung für den großen Kanzler niemals und vor Niemandem verleugnet und ihm auch nach seinem Sturz die Treue bewahrt (im Herzensschrein vermuthlich); aber die Nachfolge eines großen Mannes besteht nicht in der slavischen Nachahmung, sondern in der Fortbildung, selbst wenn sie hier und da zu einem Gegensatz führt.“ Erste Frage: Wer hat Bismarck slavischer nachzuahmen versucht als Herr Bernhard, Graf Bernhard, Fürst Bernhard von Bülow? In der Rede, die den Unbequemen ins Mausoleum weist, citirt er ihn an neun Stellen; citirt mit seiner Prägung sogar die goethischen Worte von der Frucht, die über der Lampe nicht schneller reift, und von der Biere, die alles in grüne Farbe Bekleidete trift. Seine besten Reden waren verwässert und verzückert, verzierlichter und verschwächlichter Bismarck. Nur weil Der war, konnte er sein; und mahnt jetzt, nicht rückwärts zu schauen. Zweite Frage: War der Unvergleichliche, der Titan nicht ein armsüchtiger Schwächer, wenn er heute schon, ein paar Jährchen nach seinem Tod, ins vieux jeu gehört und für den kommenden Tag nichts Brauchbares mehr von ihm zu lernen ist? Ein strammer Marxist, der von Bismarck nichts hören will, ist mir lieber als dieser heimlich Treue mit seiner unbegrenzten Verehrung; wäre auch dem Mann im Sachsenwald lieber gewesen. Einen Staatsmann, der sechzehn Jahre nach seiner Entamung nur noch als Heldenmumie und Säulenheiliger zu verwenden ist, dürfte kein Aufrechter bewundern. Dritte Frage: Was hat Seine Durchlaucht denn „fortgebildet“? Was denn? Denkt er nicht mehr des Briefes, in dem die Frage stand: „Wo bleiben die Erfolge?“ Bismarckische Politik treiben, heißt nicht: heute so handeln, wie, unter anderen Umständen, Bismarck einst handeln mußte; sondern: aus der Summe des Möglichen mit so sicherem Blick das Nothwendige herausfinden und so tapfer dann, ohne nach Weisfall oder Ungunst zu fragen, mit so heiligem Heldeneinst für eintreten, wie Bismarck that. Das ist hier hundert mal gesagt worden; Bismarck hats gelesen und gebilligt. Wenn der Kanzler nichts Anderes sagen wollte, hat er sich schlecht ausgedrückt. Wollte er aber nichts Anderes sagen? Daß Bismarcks Zeit um ist, klingt manchem Ohr gar so süß. Ist er tot, nur Wahrzeichen noch, Trost in Thränen und Redeornament, dann gönnt man ihm gern die unbegrenzte Verehrung. „Denn o: vergessen ist der Sockelhahn!“ Auch

macht sich gut: preussische, dann bismärckische Politik. Jeder von Beiden „der erste Staatsmann seiner Zeit“ (mit Unterschied hoffentlich; schon weil Fritz die Zunge nicht zügeln konnte und sich Feindschaft erspöttelte). Beide sind abgethan. Und was kommt nun? Pends-toi, Philii, tu n'as pas trouvé cela. In die Rede paßt. Sie mußte hübschlang sein (denn man will sich doch kerngesund melden); hübsch heiter (denn Schwarzseher werden nicht geduldet); jedem Nachbar eine Zuckermandel bringen (denn man braucht gute Kritiken für den Sammelband); sollte am Hof, in der Stadt, auf dem Lande gefallen.

In Deutschland haufen noch Männer, denen Bismarck nicht ein toter Götz ist; denen er lebt, wie Luther, Goethe und Kleist, als das ansterbliche Kind einer bestimmten Stunde. Und die sich erinnern, daß ein feines Volk die Sprüche Lykurgs wie Orakelweisheit aufbewahrt und bewundert hat.

Diplomatie.

Seltene Lehre. „Ich habe jungen Diplomaten gerathen, sie sollten sich den Alkibiades zum Vorbild nehmen, der bei den Athenern in Geißel machte, mit den Spartanern Schwarze Suppe aß und bei den Persern lange Gewänder trug.“ (Giebt's kein moderneres Vorbild? Vor meines Geistes Auge steht ein Diplomat, der bei Agrariern für den Schutz der Scholle erglöh't, mit Liberalen für Bamberger schwärmt, mit Journalisten über Baudelaire plaudert; und auf Wunsch sogar fromm sein kann.) Als Dessertwiß mag's gehen; als ernsthaft gemeinter Rath ist's nicht diskutabel. „Wer sich grün macht, Den fressen die Ziegen“. Eben ward's citirt. Jede mündige Nation würde den Fremdling verachten, der sich, ihr zu gefallen, in das Kleid ihres Wesens mumm't. Unsere Diplomatie ist schon jetzt nicht gerade der Stolz und die Wonne des Reiches; sie würde auf dem ganzen Erdball lächerlich, wenn sie sich in die mimicry bequeme, die ihr der Kanzler empfiehlt. Das englische Diplomatengeschäft bringt ansehnlichen Ertrag; keinem Briten aber ist je eingefallen, den Teutonen, Franzmann, Moskowiter, Hidalgo oder Chinesen zu mimen. Daß Fürst Bülow an seinem Personal Einiges auszuwählen findet, ist erfreulich. Vielleicht entschließt er sich bald zu einem Revirement, das die wiener, pariser, londoner Botschaft besser versorgt. Nützen wird's aber nur, wenn er erreichen kann, daß der Kaiser nicht mehr mit den in Berlin beglaubigten Diplomaten unter vier Augen die Geschäfte bespricht. Sonst könnte auch ein mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteter Bismarck uns als Botschafter nicht viel nützen. Denn auch er müßte von dem Minister, mit dem er verhandeln soll, oft hören: „Sehr schön, Excellenz; doch Ihr Kaiser hat dem Chef unserer Mission ganz Anderes gesagt und verheißen.“ Gegen den Träger der Kaiserkrone käme selbst

das Genie nicht auf. Der Kanzler weiß, wie oft diese Schwierigkeit das Vertrauen geschmälert und anderes Unheil gezeugt hat; und sollte nicht warten, bis ihm die lehrreichsten Beispiele öffentlich vorgeführt werden.

Sollte auch im Reichstag nicht allzu diplomatisch sein; nicht als „Proteus und Chamäleon“ auftreten. (Wobei ich ergebenst bemerken möchte, daß die Zeit, wo ein Diplomat mit solchen Mitteln, Rezept Alkibiades oder Rezept Labrunère, wirken konnte, doch schon ein Bißchen weiter hinter uns liegt als Bismarcks verschollene Tage.) Nach dem stenographirten Bericht hat er neulich gesagt: „Bei uns in Deutschland sind die Minister nicht Organe des Parlamentes und seiner Mehrheit, sondern sie sind die Vertrauensmänner der Krone; die Regirungsanordnungen, die ergehen, sind nicht die Anordnungen eines thatsächlich von dem Monarchen unabhängigen und von der jeweiligen Mehrheit abhängigen Ministers, sondern es sind die Regirungsanordnungen des Monarchen“. Da er vom Reich und vom Kaiser sprach, ist drauf zu erwidern, daß der positive Theil dieses Satzes kein richtiges Wort enthält. Das Reich wird nicht von einem Monarchen regirt und hat nur einen Minister: den Kanzler, ohne dessen Zustimmung der Kaiser nichts anordnen kann. Das weiß der Kameralstudent im ersten Semester. Oder ist inzwischen etwa auch die Reichsverfassung „fortgebildet“ worden? Davon müßten wir doch gehört haben. Rett, daß der Reichstag sich solche Geschichten erzählen läßt, ohne zu rufen: „Das sind ja Kinderstubenmärchen, lieber Herr Kanzler!“

Das erste Tagwerk.

Index ergo cum sedebit,
Quidquid latet adparebit,
Nil insultum remanebit.

So sollte es kommen. Kam aber anders. Der Reichstag war sanft. „Da giebt's Gratulationen, werden Hände geschüttelt, weht Osterluft. Da sind der Kritik immerhin Grenzen gesetzt. Sehr schlau also, daß der Erstandene die Interpellation für den Tag der Wiederkunft erbat. Den Mann, der im April zusammenbrach, wird kein Höflinger im November mit der Keule bedrohen. Ein Genesender, der das auf dem Wunschzettel vornan Stehende mitbringt, braucht nicht um Haupt und Leben zu bangen.“ Brauchte nicht. Die Prophezeiung war diesmal nicht schwer. Der Kanzler kam in leidlicher Form aus dem ersten Treffen. Graf Limburg-Stirum: „Vor Allem möchte ich namens meiner politischen Freunde dem Herrn Reichskanzler die Freude und Anerkennung aussprechen, daß er, nachdem er in Folge von Ueberanstrengung in seinem Amt

erkrankt war, hier gleich die erste Gelegenheit ergriff, um Europa und Deutschland bedeutungsvolle Ausführungen über die internationale Lage zu geben.“ (Auch ein Diplomat; einst der Alkibiades von Sachsen-Weimar.) Dann aber wirds schlimmer. „Die Situation halten meine politischen Freunde für keine befriedigende. Mit den auswärtigen Beziehungen ist es ungefähr wie mit einem Landgut. Ein hochkultivirtes, in gutem Stande befindliches Landgut kann man in Hurra Stimmung in ein paar Jahren herunterwirthschaften: zehn und mehr Jahre gehören aber dazu, es wieder einigermaßen in die Höhe zu bringen. Wenn man mir den Vorwurf machen wollte, daß ich auch Schwarzseherei treibe, so kann ich Das nicht ändern“. Herr Dr. Wiemer: „Die Isolirung Deutschlands kann nicht bestritten werden“. Aber: „Der Reichskanzler hat in den meisten Fragen der auswärtigen Politik eine geschickte Hand gezeigt und ich theile mit meinen Freunden die Genugthuung darüber, ihn wieder auf seinem Platze zu sehen. Eine unstete Strichterpolitik führt in den Sumpf“. Herr von Liedemann: „Wir freuen uns, den Herrn Reichskanzler in alter Frische wieder in unserer Mitte zu sehen“. Aber: „Wir sprechen die Erwartung aus, daß er die heute von ihm dargelegten Grundsätze einer stetigen, maßvollen und konsequenten Politik ohne Beeinflussung durch augenblickliche Stimmungen und Improvisationen, welcher Art sie auch seien, zur Durchführung bringen wird“. Herr von Bollmar: „Eine Regierung, in der das persönliche Regiment, in der ein kaum verhüllter Absolutismus, in der außerkonstitutionelle Einflüsse aller Art einen großen Einfluß haben (so steht wirklich im korrigirten Bericht), kann unmöglich Sicherheit bieten für die Zukunft, weil ganz unberechenbare Stimmungen vorhanden sind, die von Einzelnen oder von einem Einzigem schließlich abhängen“. Auch hier kein böses Wort gegen den artigen Kanzler. Er ist glimpflich behandelt worden (aus vollem Herzen gelobt freilich nur noch von dem Centrumsbredner, der auf den Bayernbänken keinen Beifall fand). Hat immer wieder gehört: Unsere Lage ist höchst unbehaglich; Du aber, Freund, bist nicht schuld daran. Wer, Hohes Haus, trägt denn nun die Schuld, wenn der allein Verantwortliche auf allen Seiten entlastet wird? Ist die Reichsverfassung am Ende doch nach stiller Uebereinkunft fortgebildet worden? Nein? Dann weiß ich kein schlimmeres Ende des Grolltages als eins, das den Kanzler unverseht läßt und den Kaiser uns ohne Schild und Schirm in der Feuerlinie zeigt. Sehe ich keinen „Erfolg“, der den Kanzler, den seinem Herrn in Liebe anhängenden Fürsten tiefer kränken müßte. Und kaum einen auch, der ihm im neuen Reich übler bekommen könnte.



Die Grenzen der Wissenschaft.

Die Unbeherrscherin Wissenschaft führt ein konstitutionelles, kein absolutistisches Regiment. Sie verfällt nicht in den Unfehlbarkeitsdünkel, wie er mittelalterlichen Staaten- und Kirchensystemen vielfach eigen war. Aus den Fehlern ihrer weltgeschichtlichen Rivalin Religion hat die Wissenschaft gelernt, daß das geschichtliche Leben es mit menschlichen Zwecken und Werthen zu thun hat, also das Reich des Relativen ist. Jeder Anspruch auf Ausschließlichkeit, Außermähltheit, Einzigkeit und Unvergleichlichkeit, den Nationen oder Religionen einst erhoben haben, mußte angesichts der vergleichend-geschichtlichen Betrachtung entweder ganz fallen gelassen oder auf ein zum schwächlichen Symbol verdünntes Surrogat herabgemindert werden. Weltreiche, die für die Ewigkeit gehämmert schienen, gingen unter. Völker und Nationen, die einst der gesammten bekannten Welt ihren imperatorischen Machtwillen diktierten und den unterjochten Stämmen die eiserne Faust auf den Nacken setzten, schwanden dahin. Weltsprachen, die einst die gebildeten Umwohner des gesammten Mittelmeerbeckens im Bann hielten, haben ihre lebendige Triebkraft eingebüßt und führen heute nur noch ein welkes, mumifizirtes Dasein in Grammatiken, Encyclopädien und Lexicis. Und vor dieser unübersehbaren Totenstadt untergegangener Sprachen und Sitten, Lehrmeinungen und Ueberzeugungen, Einrichtungen und Uebersetzungen, vor diesen Trümmersfeldern von begrabenen Hoffnungen und zerschellten Illusionen sollte die Wissenschaft den Muth haben, in dogmenstarrer Selbstsicherheit den Menschen ein herrlich-apodiktisches „So ist es“ oder gar ein despotisch-kategorisches „Hoc volo, sic jubeo“ entgegenzuschleudern?

Stolz und hochgemuth darf sich die Wissenschaft des bisher Errungenen ehrlich freuen. Sie hat die uns zugängliche Natur mit sammt dem Planetensystem gewissenhaft inventarisiert und katalogisiert; sie hat den Umfang des Erfahrbaren mit unermüdlicher Forschergebuld von Tag zu Tage erweitert und bereichert; sie entlockt mit sinnreichen Apparaten, mit wunderbar vervollkommenen Instrumenten und Arbeitmethoden der Sphinx ein Geheimniß nach dem anderen. Das Unerkennbare, das nach Kant und Spencer hinter allen Offenbarungformen der unseren Sinnen zugänglichen Welt sich verbirgt, wird durch beharrliches Erforschen und Belauschen von unseren größten Denkern und Trachtern genöthigt, immer wieder neue Seiten seines Wesens, die unseren Vorfahren noch durch den Schleier der Maja verhüllt waren, zu offenbaren. Dem großen Weltgeheimniß wird in unablässigem Ringen ein Mysterium nach dem anderen abgetrotzt. Aus dem Halbdunkel von Ahnungen und Visionen,

Zugelicht des Experimentes getrübt und an die Stelle von Weissagungen treten mathematische Formeln. Wie einst die Propheten den Willen des einig-einzigen Gottes kündeten, so weissagen uns heute die Priester der Wissenschaft, was in der Zukunft Schoß ruht. Sie künden uns auf Grund astro-physischer Berechnungen Sonnen- und Mondfinsternisse; sie formuliren uns Naturgesetze, die nach Ernst Mach nichts Anderes bedeuten als „Einschränkungen, die wir unter Leitung der Erfahrung unserer Erwartung vorschreiben.“ Wie Prophezeiungen in religiöser, so sind Naturgesetze in wissenschaftlicher Richtung immer nur der Ausdruck des der Zukunft harrenden Gefühles. Wer dem Prophetenwort glaubt, vertraut sich in seinen Erwartungen dieser Weissagung an; und wer dem Naturgesetz glaubt, ist überzeugt, durch dieses Gesetz habe Gott seinen ewigen Willen offenbart. Jede neue Einsicht in das wunderbare Getriebe und Gewebe der Natur, jeder neue Einblick in die streng gegliederte und kausal verkettete Entwicklungsrichtung der Naturgeschehnisse und der Geschichtszusammenhänge bestärkt den Mann der Wissenschaft in der Ueberzeugung, daß das Universum kein blindes Willkürspiel von zufällig im Weltraum umherwirbelnden Atomen oder Korpuskeln darstellt, daß vielmehr Plan und Sinn, Methode und System, Ordnung und Zusammenhang im Zugenbau dieser Weltmaschine, wie sie Newton nennt, oder dieses Weltorganismus, wie Schelling ihn begreift, obwalten müssen.

Mit dem berechtigten Stolz der Wissenschaft auf das schon Erreichte verbindet sich die bescheidentlichs Demuth vor dem noch zu Erreichenden oder vielleicht niemals Erreichbaren. Den muthwilligen Traum des ungeschichtlich denkenden achtzehnten Jahrhunderts, das dem staaren Dogma der Kirche ein eben so starres rationalistisches Dogma der Vernunft trotzig entgegengesetzte, muß: das geschichtlich orientirte neunzehnte Jahrhundert preisgeben. Was Encyclopädisten und Freidenker einst vermeint und mit übertäubender Stentorstimme marktshreierisch verkündet haben: ihnen sei endgiltig gelungen, das „System der Natur“ restlos zu enthüllen, alle Räthsel des Daseins in Mathematik, Physik und Chemie aufzulösen, alles Organische, Lebendige, ja, sogar das geschichtlich-gesellschaftliche Leben auf bloße Mechanik der Atome zu reduzieren, kurz, all das materialistisch-naturalistische Schellengeklänge und phrasologische Kinderklappergeräusch hat sich angeichts der historischen und soziologischen Forschungen des neunzehnten Jahrhunderts als der phantastische „Traum eines Geistesfehlers“ entpuppt. Der Materialismus als Weltanschauung ist tot und begraben; und der verständnißinnige Nekrolog, den ihm Friedrich Albert Lange gewidmet hat, erzählt uns in flammenden Lettern die Geschichte seiner dialektischen Tragik. Im zwanzigsten Jahrhundert hat die Wissenschaft nicht mehr jenen festen, siegesgewissen Wagemuth, jene naive zupackende Tollkühnheit, wie sie das vorantische, an den Geschichtsproblemen mit verbundenen

Augen vorübergehende Aufklärerthum ausgezeichnet haben. Das neunzehnte Jahrhundert, das vor allen zwei Wissensgebiete in den Mittelpunkt menschlicher Forschung gehoben hat: die Geschichte für die Geisteswissenschaften und die Biologie für die Naturwissenschaften, hat die historisch und biologisch geskulte Menschheit Bescheidenheit gelehrt.

Wir sehen heute, nach hundert Jahren, ein, was unsere Großen, Kant und Fichte, Schelling und Hegel, vernehmlich genug gekündet haben: Die Wissenschaft ist nicht das letzte, sondern im günstigsten Fall nur das vorletzte Wort. Gegen unseren unstillbaren Wissensdurst schöpfen wir Meerwasser, dessen Salzgehalt den Durst nicht nur nicht löst, sondern immer aufs Neue reizt. Der Wissenschaft schien gelingen zu sollen, das Unerforschliche zu erforschen, das Unergründliche zu ergründen, das Unerforschliche zu erschöpfen. Am Ende ist doch das alte Danaïdensaß. Au dessus de dieu, il y a le divin, ruft Ernst Renan. Das Exempel Welt geht nicht restlos auf in Physik und Chemie. Ein Residuum bleibt, ein Unableitbares, ein Unerklärbares, das die Romantiker in mystischem Gefühlsüberschwang durch intuitives Schauen greifbar zu fassen vermeinen. Wir lehnen dieses dialektische Saltomortale ab, obgleich wir für die psychologischen Beweggründe der Romantiker volles Verständniß haben, weil wir der Gefahr entrinnen möchten, auf dem Umweg weichelegiger Gemüthsstimmungen Positionen zu verlieren oder geradezu preiszugeben, die sich der menschliche Verstand in seinem weltgeschichtlichen Ringen gegen die erdrückende Autorität der Kirche in Humanismus, Renaissance und Reformation mühselig genug erobert hat. Von den Trophäen des Intellektes über das zu Boden geworfene mittelalterliche Weltbild möchten wir zu Gunsten romantischer Sentimentalität nicht eine preisgeben. Vor der nicht wegzuleugnenden Thatsache, daß die wissenschaftlichen Theorien und Systeme von Tag zu Tag wandeln, wechseln, einander ablösen und verdrängen, ergänzen und vervollkommen, gebietet uns aber die Ehrlichkeit, den Gedanken einer allein seligmachenden Wissenschaft als intellektuelle Hybris eben so abzuweisen, wie die Wissenschaft selbst den Ansprüchen auf allein seligmachende Kirchen oder Nationalitäten unbarmherzig entgegengetreten ist. Jenseits der Welt der Thatsachen, die uns die Wissenschaft demonstrieret und deren Umkreis sich von Tag zu Tag erweitert, liegt das gewaltige Reich des Unbetretenen; hinter der wirklichen birgt sich die wahre Welt. Ich sage nicht mit Du Bois-Reymond: die Welt des Ignorabimus, sondern nur mit Birchow: das Gebiet des Ignoramus, daher auch nicht mit Spencer: das Unknowable. Wir fassen dieses unbeweisbare Gebiet des Uebersinnlichen nicht als Unerkennbares, sondern als Unerkanntes, mit unseren bisherigen Forschungsmethoden Unerreichbares auf, wobei wir dem fortschreitenden Menschengesist das Zutrauen schenken, besonders seinem metaphysischen Bedürfnis die Fähigkeit zusprechen, den Gipfel des Un-

erkannt mit der Hilfe unserer Forschungsmethoden immer mehr zu lästern. Von diesem Unerkannten selbst aber giebt es noch kein Wissen; nur einen Glauben an seine Existenz. Der Glaube an einen vernünftigen Weltengrund, von dem unsere eigene Menschenvernunft eine Ausstrahlung ist, heißt: Religion. Diese Religion wird in verschiedene Konfessionen getheilt, durch Symbole verstanbildlicht, durch Riten veranschaulicht. Konfessionen verhalten sich zur Religion in unserem Sinn wie die verschiedenen Sprachen zur Logik. Es giebt unzählige Sprachen, aber nur eine Logik für alle Menschen und Thiere (animalische Logik). Eben so giebt es viele Konfessionen, aber nur eine Religion. Und wie die Logik selbst auf zwei Grundsäulen ruht, dem Satz der Identität und dem Satz des Widerspruches, so spaltet sich die eine, allen denkenden Menschen gemeinsame Religion in die selbe Polarität, die allen Naturerscheinungen gemeinsam ist (Attraktion und Repulsion; ponderable Materie und unwägbarer Aether; positiver und negativer Pol u. s. w.), und zwar in religiösen Pessimismus und religiösen Optimismus. In ihrer reinsten Auszweigung, in Buddhismus und Parsismus, haben wir die zwei Grundtypen aller Religionen vor uns.

Das Reich des Wissens ist da zu Ende, wo wir aufhören, zu zählen, zu wägen und zu messen. Wissenschaft im strengen Sinn, lehren uns unsere größten Denker und Forscher, ist nur dort vorhanden, wo Mathematik anwendbar ist. Jenseits von der relativ engen Provinz der logisch-mathematischen Wahrheiten, den *vérités éternelles* im Sinn Leibnizens, liegt das Weltreich der reinen Erfahrungswissenschaften, der *vérités de fait* bei Leibniz, der *Matters of fact* bei Hume. Hier schon hat der Glaube einzusetzen. Während Kant die physikalisch-chemischen Gesetze noch in den Bereich des streng Wißbaren, also des Nothwendigen und allgemein Gültigen, hineinzog, lehnt der angebliche Skeptiker Hume für Physik und Chemie, die auf Erfahrung und auf das aus Erfahrung hervorgezogene Kausalgesetz aufgebaut sind, den strengen Gesetzescharakter ab. Hier spielt sich ein absonderliches Quiproquo ab: der kritische Zerstörer des Skeptizismus, Kant, hat die Grenzen des Wissens weiter und umfassender abgesteckt als sein erkenntnistheoretischer Gegenfüßler Hume. Nach Hume beginnt das Reich des Glaubens (*belief*) gleich hinter der Mathematik, so daß Physik und Chemie, ja, die ganze Existenz der Außenwelt nicht mehr Sache des Wissens sind, wie die analytischen Lehrsätze der Mathematik, sondern nur noch Sache des auf Uebung und Gewohnheit gegründeten Glaubens. Physikalische Naturgesetze wären demnach, wie sie auch Mach heute faßt, nun wohlbegündete Erwartungsgefühle für die Zukunft. Unserem Meister Kant aber sind Naturgesetze als apriorische Denkgesetze (Kategorien) genau eben so wißbar wie mathematisch-logische Lehrsätze. Physik und Chemie sind eben so strenge Wissenschaften von unzerbrüchlichem Gesetzescharakter wie die Mathematik. Die seiende Welt, die Natur,

ist eingeschlossen in die Anschauungsform von Raum, Zeit (und Zahl) und in die Denkformen (Kategorien), insbesondere in die der Kausalität; und weil in der feindlichen Welt Alles kausal verkettet und verknüpft ist, vermögen wir mit Hilfe unserer Denkform der Kausalität den ganzen Naturprozeß mechanisch-kausal abzuleiten und restlos begreiflich zu machen. Das Dasein einer Außenwelt, die Realität des Dinges an sich ist also nicht Sache eines bloßen Glaubens (belief), wie bei Hume, sondern Sache des Wissens. Denn Substanzialität ist für Kant genau solche Denkform a priori wie Kausalität. Mit der selben logischen (gedanklichen) Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit also, die den Naturforscher, nach dem Axiom: *Causa aequat effectum*, nöthigt, die Zusammenhänge in den Naturerscheinungen kausaler abzuleiten, müssen sie auch das Dasein (Realität, Existenzialität, Substanzialität) der Dinge an sich erkennen, und zwar als strengen Wissensinhalt und nicht als bloßes Postulat des Glaubens. Der Glaube beginnt bei Kant vielmehr erst da, wo das Wissen für ihn aufhört, nämlich in der Praktischen Vernunft, der Welt des Sollens, der Handlungen. Die Welt des Seins und Geschehens, die dem Satz des Grundes unterworfen ist, erkennen wir als die Provinz des Wissens, deren Grenzen in der Kritik der Reinen Vernunft abgesteckt werden. Die Welt des Handelns und Sollens aber, deren Aufgaben die Kritik der Praktischen Vernunft abgrenzt, ist das Weltreich des Glaubens. Und Kant hatte das volle Bewußtsein von dem Primat der Praktischen über die Theoretische Vernunft, da er, nach eigener Aussage, dem Wissen nur Grenzen zog, um dem Glauben Platz zu machen.

In meiner Schrift „Anfänge der menschlichen Kultur“ (Leipzig, Teubner, 1906) bin ich dem Ursprung und der völkerverziehenden Thätigkeit der Religionen prüfend nachgegangen. Dort zeigte ich im Schamanenthum den Uebergang von der sichtbaren Welt der Sinne zu den unsichtbaren Mächten, wie sie uns die Religionen lehren. Mit der Annahme einer unsichtbaren Welt betritt der Mensch das Gebiet der höchsten Abstraktion. Unsichtbar sind die Zahlenverhältnisse und Raumproportionen, in denen sich die höchste Form wissenschaftlicher Exaktheit und Zuverlässigkeit ausdrückt, genau so wie die unsichtbaren Götter oder das hinzuge dachte überfinnliche Jenseits. Aber der Glaube an die unsichtbaren Mächte, die uns Bates, Auguren und Priester vermitteln, wecken und schärften in uns den Glauben an jene unsichtbare und trotzdem unbezweifelbare Gesetzmäßigkeit von Maß und Zahl, die Geometer und Astronomen, Physiker und Chemiker uns heizubringen suchen. Der Glaube an die religiöse Transzendenz war das Modell, vor dem der Glaube an die wissenschaftliche Transzendenz, an mathematische Funktionen und astrophysische Formeln erwacht und erstarkt ist. Das religiöse Kredo war von je her und ist bis auf den heutigen Tag der Vorbote des wissenschaftlichen. Daß wir an den Rück-

stücken religiöser Mythenbildung intellektuell und moralisch gehen gelernt haben, darf auch Der niemals übersehen, der sich ihrer nicht mehr zu bedienen braucht.

Glaube und Wissen sind Erzfeinde nur in ihren Karikaturen. Ihre Fehde erinnert, wie Spencer einmal sagt, an die beiden Ritter, die sich um die Farbe des Schildes entzweien, ohne zu merken, daß jeder eine andere Seite des Schildes sieht. Die Karikatur des Glaubens heißt: Fanatismus, die des Unglaubens: Atheismus. *Peccatur intra muros et extra.* Apostel des Unglaubens sind nicht weniger widerlich als Apostel des Scheiterhaufens und des Kegergerichtes. Wer dem soziologischen Verhältniß von Glauben und Wissen auf den Grund sieht, merkt bald, daß der Glaube Schrittmacher des Wissens war. Religiöse Konzeptionen der Weltauffassung gehen überall den wissenschaftlichen und philosophischen zeitlich voran. Und selbst auf den Höhepunkten des Denkens, bei Hume und Kant, bei Fichte, Schelling und Hegel, sind Glaube und Wissen einander ergänzende Hälften. Ihr Zwist ist Bruderszwist. Anfangs ebnete der Glaube dem Wissen die Wege. Das Wissen wurde, dank der Borarbeit des Glaubens, stark und immer stärker, zumal es sich eine Provinz des Erkennens nach der anderen eroberte und dienstbar machte. Dadurch wurde das Land des Glaubens schmaler; doch an der Peripherie des Wissens bleiben die Grenzpfähle des Glaubens stehen. Dehnen wir getrost das Reich des Wissens so weit aus, wie es irgend angeht. Suchen wir das Festland der beweisbaren Thatfachenwelt hinauszurücken bis an die denkbar äußersten Enden des Erfahrbaren. Am Dünenrand des Wißbaren wird stets die Woge des Glaubens uns umbranden. Das Wissen ist unser Festland, der Glaube das diesen intellektuellen Kontinent umspülende Weltmeer. Schlamm und Sertang des Aberglaubens haben sich, ähnlich den Kreideschichten der Geologen, an den Gestaden des Wissens abgelagert und den Umkreis des Festlandes täglich erweitert. Aber je größer das Territorium des Wissens wird, desto klarer empfinden wir, wie winzig das Reich des Wißbaren und wie endlos, wie unübersehbar das Weltmeer des Glaubens ist und immer bleiben wird. Je mehr wir wissen, desto bescheidener müssen wir werden, zumal ein gelöstes Räthsel uns tausend neue, ungelöste, die wir früher nicht einmal ahnten, zu hinterlassen scheint. So haben die jüngsten physikalischen Entdeckungen, die Röntgen- und Becquerel-Strahlen, Helium und Radium, die Theorie der Ionen und Elektronen neue Geheimnisse dem erstaunten Blick enthüllt, aber dafür alte Theorien, die für die Ewigkeit wie Granitssäulen festzu stehen schienen, bedenklich ins Wanken gebracht.

Hume behält, im Angesicht der gewaltigen Krisis, die unsere Physik heute noch zu überdauern hat, Kant gegenüber Recht. Auch physikalische Gesetze sind nur Erwartungsgefühle für die Zukunft; sie gelten provisorisch und auf Widerruf. So lange die Erfahrungen sich in die aufgestellten Gesetze, die deren

Generalisation darstellen, ungezwungen und reiflos einfügen lassen, ist die Generalisation logisch berechtigt und die daran geknüpste Erwartung, daß der künftige Prozeß dem vorangegangenen gleichen werde, begründet. Taucht aber eine einzige Erfahrung auf, die, wie die Entdeckung des Radiums, sich in die geltenden Theorien oder Naturgesetze durchaus nicht einordnen läßt, so bleibt die Thatsache unangetastet bestehen; und das Gesetz oder die Theorie muß fallen. Nur für mathematische Wahrheiten, die analytischer Natur sind, so daß der Verstand immer in seiner eigenen Domäne bleibt, sind neue Erfahrungen belanglos. Keine Erfahrung ist denkbar, die ein euklidisches Axiom oder die Richtigkeit der Gleichung $2 \times 2 = 4$ aufheben könnte. Von jeder Erfahrungsthatfache aber ist das Gegentheil prinzipiell möglich, zumal es keinen logischen Widerspruch in sich birgt. Deshalb begrenzt für Hume die Mathematik mit ihrer festen Linie das Wissen, während nach Kant die gesammte Naturwissenschaft noch im Bereich des exakt Wißbaren eingeschlossen bleibt und das Gebiet des Glaubens erst betreten wird, sobald man in Folge der inneren Widersprüche des Denkens (Antinomien) zu den letzten Prinzipien gelangt.

Doch stimmen die beiden Gegensätze der Erkenntnis Kritik, Kant und Hume, darin überein, daß all unser Wissen eingeschränkt bleibt auf die seiende Welt, auf die in Raum, Zeit und Zahl sich offenbarende Natur. Neben diesem Sein der Dinge giebt es für uns Menschen aber noch eine zweite, eine höhere, eine ungleich wichtigere Welt: die des Thuns oder Handelns. Ob die letzten Bestandtheile des Universums Atome, Korpuskeln oder Energien heißen, kann uns zur Noth kalt lassen, da unser persönliches Wohl und Weh von der definitiven Beantwortung dieser Frage gar nicht betroffen wird. Wohl aber sind wir mit unserem letzten Lebensnerv an der Frage interessirt: Wie sollen wir handeln? Was sollen wir thun? Was ist der Sinn der Welt? Und wie können wir unsere Handlungen diesem Sinn der Welt anpassen? Hier heißt es für Jeden: *Tua res agitur*. Giebt es nun ein eben so strenges, mathematisch-exaktes Wissen von den menschlichen Handlungen wie vom natürlichen Geschehen? Gilt Comtes Formel: *Voir pour prévoir* vom Thun des Menschen so wie vom Sein der Natur? Lassen sich Menschengeschicke oder gar Völkergeschicke mit eben solcher astronomischen Sicherheit voraussagen wie Sonnen- und Mondfinsternisse?

Die Naturalisten der Moral antworten mit lautem Ja. Die Gesetze von Druck und Stoß, die mechanische Kausalität gelten vom Sein so gut wie vom Handeln. Denn Handeln ist nur eine Act, ein Moment des Seins (genau umgekehrt ist's bei den Dynamikern, besonders bei Fichte). Die Mechanik der Atome konstituiert den Kosmos, die Mechanik der Vorstellungen regelt den inneren Kosmos, das menschliche Bewußtsein oder Erkenntnisvermögen; die Mechanik der Triebe oder Willenshandlungen endlich regulirt den sozialen

Kosmos, den Staat. Die Gesetze der Mechanik sind also zugleich psychologische und soziologische Gesetze. Druck und Stoß allein beherrschen die Welt, auch die geistige, auch die soziale. Das ist der ethische Standpunkt des Materialismus (Hobbes), des Naturalismus (Spinoza, Spencer), des Atheismus (Holbachs „*Système de la nature*“). Damit ist natürlich strenger Determinismus, ja, stattdessen Fatalismus gegeben, wie er sich kirchlich in der Lehre von der Prädestination, im Symbol vom Sündenfall, im römischen *Fatum*, im mohammedanischen *Kismet*, in der kalvinischen Verungung aller menschlichen Freiheit ausdrückt. Individuell gewendet erscheint dieser Fatalismus in Schopenhauers Lehre vom unveränderlichen intelligiblen Charakter, in seiner den Scholastikern entlehnten Formel von *operari sequitur esse* (das Thun folgt aus dem Sein). Noch grasser ist diese naturalistische Formel bei Machiavelli, Buckle und Taine, den radikalsten Vertretern der Theorie vom „*Milieu*“. Danach formen und kneten „*Rasse*“, „*Umwelt*“ und „*faculté maitresse*“ den ganzen Menschen, ja, ganze Völker. Aus diesen drei Komponenten gehen die menschlichen Handlungen als Ausschnitte der Gesamtnatur mit unentrinnbarer Nothwendigkeit hervor, „wie Bitriol und Zucker den sie konstituierenden chemischen Gesetzen bedingungslos unterworfen bleiben.“

Hier aber sprechen die großen Denker aller Zeiten ein schroffes Nein. Die Handlungen der Menschen, sagen sie, sind mathematischer Behandlung oder Bearbeitung unzugänglich, also sind Mathematik und Mechanik auf die Ethik unanwendbar. Zählen, Messen und Wägen gelten nur vom Sein, nicht vom Thun, nur vom physikalisch-chemischen Geschehen, nicht vom moralischen Sollen. Die Wissenschaften erklären uns nur, was wir sind und was wir nach strengen Naturgesetzen verrichten müssen; sie klären uns auf über unseren Mechanismus, Chemismus, über unseren anatomisch-histologischen Bau und unsere biologischen Vorrichtungen. Hier aber ist die Wissenschaft, die es nur mit Kausalserklärungen zu thun hat, mit ihrem Latein zu Ende. Wie wir unser Leben gestalten, welchen Sinn wir unserem Dasein unterlegen, welchem Lebenszweck wir entgegenstreben, welchem Ideal wir nachleben, welche Lebensaufgaben wir uns setzen sollen: in diesen wichtigsten und entscheidendsten Lebensfragen versagt die Wissenschaft völlig. Mag sie immerhin ausreichend sein für eine Erklärung des Seins oder Geschehens, so erweist sie sich als ganz unzulänglich für die ungleich wesentlichere Deutung des Sinnes der Welt und des Zweckes der Persönlichkeit. Im menschlichen Bewußtsein liegen Imponderabilien, die aller mechanischen Kausalität spotten. Das Exempel „*Ich*“ geht nicht restlos auf in ein Bündel von Ganglien oder einen Komplex von Empfindungen. Es bleibt ein ungelöster oder vielleicht unlösbarer Rest in diesem *Ich*, in der geistigen Persönlichkeit zurück, die nicht passiv der Umwelt gegenübersteht wie die Platte Daguerres in der *camera obscura*. Das *Ich* ist spontan, ist schöpferisch, ist selbstgestaltend. Das *Ich* hat

eigene Kausalität; es eröffnet von sich aus ganze Ereignisreihen. Ein schöpferisches „Werde“ des Menschen, eine Kombination, ein Einfall, ein glücklich inspirirter Silberblick, eine Erfindung, eine Entdeckung, ein intuitives Erfassen oder Erschauen scheinbar verborgener Zusammenhänge verwandelt unter Umständen unsere ganze Umgebung. In solchen Momenten der Eingebung oder Intuition, wie sie die Dichter und Denker in ihren begnadeten Schöpferstunden haben, hören sie auf, passives Medium der Umwelt zu sein; sie erheben sich vielmehr zur *causa sui*, zu göttlicher Selbstthätigkeit, zu schöpferischer Aktivität, — kurz: zur Freiheit. Die Natur ist das Reich der Nothwendigkeit, in dem die mechanische Kausalität unumschränkt walidet; der menschliche Geist aber, wie er sich besonders im geschichtlichen Leben offenbart, gehört nicht der mechanischen Kausalität von Druck und Stoß, von Ursache und Wirkung, sondern der teleologischen Kausalität von Motiv und Handlung, von Zweck und Mittel an. In der Natur ist Alles unbedingt, in der Geschichte dagegen Alles nur bedingt nothwendig. Was unbedingt eintreten muß, brauche ich nicht zu glauben; ich werde es ja sehen. An eine Sonnenfinsterniß glaubt man nicht. Aber an das Schicksal, an die Bestimmung des einzelnen Menschen oder ganzer Völker kann man nur glauben. Unsere geschichtlichen Prophezeiungen haben im günstigsten Fall den Werth von Wahrscheinlichkeitsrechnungen, von Wetterprognosen, die oft eintreffen, aber niemals den selben Sicherheitsgrad erreichen wie etwa Voraussetzungen auf dem Gebiete der Astrophysik. Wo das Wissen versagt, tritt die Hypothese, zunächst die religiöse, in ihr Recht. Im geschichtlichen Leben also, in den Offenbarungsformen des objektiven Geistes (Hegel), als da sind: Sitte und Recht, Sprache und Technik, Religion und Moral, Kunst und Wissenschaft, soziale Gliederung und staatliche Institutionen, gilt nicht die mechanische, sondern nur die teleologische Kausalität. Die Natur ist das Reich der Gesetze, die Geschichte das der Zwecke und Werthe. Da die Geschichte von Menschen gemacht wird, die Menschen aber geistiges Eigenleben, Bewußtsein, Freiheit aus eigener Kausalität (mit Kant zu sprechen: Autonomie) besitzen, so ist die Geschichte keine bloße Fortsetzung der Natur, wie Herder oder Spencer wollen, sondern eine Welt für sich, weil sie ganz anderen Ordnungsgeetzen, anderen Kausalreihen unterworfen ist als die Natur. Die Deutung der Geschichte ist Sache der religiösen Hypothese. Natur und Geschichte verhalten sich zu einander wie das Naturgesetz zum Zweckgesetz, wie die Endursachen zu den Endzwecken, wie die Kausalität zur Finalität, wie die Mechanik zur Teleologie. Die Macht der Natur ist Sache des Wissens, die Macht der Geschichte ist Sache des Glaubens.

Vern.

Professor Dr. Ludwig Stein.



Die Ruhmeshalle.

Nir hatten eine Frühlingswanderung über die harzer Berge gemacht und waren abgestiegen bei dem Freund, der in dem alten Hause hinter dem prächtigen werwigeroder Rathhaus lebt und Jahr für Jahr zusieht, wie die Tannenzapfen ansetzen, und in Frieden die Welt hinter seinen sieben Bergen drausen hört. Ein frischer Trunk stand auf dem Tisch und die Abendsonne fiel auf die alten Bilder an der Wand. Da sagte Einer von uns: „Was hast Du denn da? Wer sind Die?“ Er wies auf eine große Photographie in goldenem Rahmen, ähnlich den Bildern der Corps und Burschenschaften.

Der Freund hob die Achseln. Alte Bilder! Sie hingen da schon seit seiner Knabenzeit. Aber dann schob Einer den Tisch an die Wand und sprang herauf und griff zu. Eine Staubwolke . . . Hurra! „Ruhmeshalle deutscher Literatur 1840 bis 1865. Friedrich Brudmanns Verlag. W. Lindenschmidt fecit.“

Sie war zu uns heruntergefallen, so vom hohen Olymp herab, und wir nahmen sie zuerst als ein Ganzes, füllten unsere Gläser und tranken ihr zu. Dann aber kam die Neugier nach näherer Bekanntschaft. Wer war da zu uns herabgestiegen? Würden wir die Herren noch kennen, würden wir vor ihnen stehen, Hut ab, die Augen begeistert emporgerichtet, oder würden wir ihnen schon das nächste Glas mit einem leisen Nücheln der Ueberhebung kredenzen? 1840 bis 1865! Hürwahr, die Träger einer Epigonenzeit! Auf marmornem Sockel, schon ihnen unerreichbar, thronte Goethe vor einem klassischen Säulengang links im Hintergrund, während die Dichter selbst, dreihundachtzig an der Zahl, aus mächtigem Buchengang rechts zur Wartburg hinzupilgern schienen; gleichsam ein Sinnbild der Strömung, der sie folgten: das „Junge Deutschland“, das auch mit grauem Haar jung bleiben mußte.

Guyfrow macht gewissermaßen die Honneurs. Ein eleganter Weltmann in offener Hof, den Cylinder in der Hand, die nackte Rechte gleich einem Hausherrn in freundlichem Willkommen den Gästen entgegenstreckend, während Freitag, in ein Plaid gehüllt — das Plaid und sein malerischer Faltenwurf spielt eine große Rolle auf dem Bild — neben ihm am Baum lehnt, Auerbach und Otto Ludwig, Bauernfeld und Brachvogel setzen daneben, Ludwig in feierlicher, Auerbach in recht behäbiger Stellung, während sich im Hintergrunde die Holtei und Rosen, Palm, Benedig und Puttkitz verlieren und der Kopf der Birch-Pfeiffer neben dem Rosenkhal schon im Schatten der Bäume verschwimmt. Guyfrow mit seinem Stab in der Wertung des Jahres 1865!

Eine andere Gruppe sammelt sich um Alfred Meißner. Kopisch, Strachwitz und Reinick lauschen ihm, während Grün, Pichler und Zedlig für sich stehen. Sehr belebt ist der Vordergrund. Da fährt Träger den scheinbar widerstrebenden Gaudy zu Geibel und Dingg, während Schwab, trotz der sommerlichen Landschaft im Pelz, eine zurendende Handbewegung macht. Fräulein sieht Geibel von dem Manuscript, das er in der Hand hält, zu dem jungen Dichter auf, während Würke und Fontane gelassen das Urtheil des Großen abwarten, Graf Schad und Bodenstedt es schon im Voraus eifrig besprechen.

Auf Guyfrows rechter Seite finden wir Laube. Er sitzt allein auf einer Bank unter einem Baum, äußerlich in sofort sichtbarem Gegensatz zu dem eleganten Verfasser der „Ritter vom Geist.“ Hinter ihm Alexis und Schüding, die Hahn-Hahn,

Fanny Lewald und Ottilie Wildermuth. Zum Ufer des Flusses steigen Hochländer und Gefährder, Große und Paul Heyse, Rodenberg. Denn dort, am Ufer, kößt Noquette, als Fährmann in Hemdsärmeln, einen Nachen ab. Weinlaub flattert um seine Fahne, Weinlaub trägt Simrod, der, Abschied nehmend, noch zwei Schwäne füttert, im Haar. Müller von Königswinter und Redwitz sitzen mit ihm im Boot und füllen die Gläser aus einer Bowle; der junge Scheffel steigt zu ihnen. Links verläßt Freiligrath, den Mantel umgeschlagen, rüßig ausschreitend, die Heimath. Herwegh und Kinkel folgen ihm. Dingelstedt steht etwas hinter ihnen.

Es hatte lange gedauert, ehe wir uns diese Strappirung mit Hilfe der Zahlen und Fußnoten klar gemacht hatten. Nur noch Wenigen wiesen die eifrigen Finger im ersten Impuls. Da Geibel! Und Rörife! Freiligrath, Scheffel, Heyse! Ja, nur noch Wenigen! Da: Reuter; und nun erkannte man neben ihm auch Klaus Groth. Aber bei Kobell schwankte man schon. Der Dichter der oberbayerischen Mundart hat, gleich Reuter, die Mainlinie nie überschritten.

Und plötzlich sahen wir einander an. Ja, aber die Anderen! Dreiundachtzig Männer stehen hier in der Ruhmeshalle deutscher Nation. Wer sind die Anderen?

Und Einer von uns verlas die Namen. Da könnte es wieder und wieder: Unbekannt! Unbekannt! Ungebildig, gereizt klang es. Wie war es möglich, daß wir von dreiundachtzig Männern, deutschen Dichtern, die 1865 in der Wülthe ihres Schaffens standen, zehn, zwölf Namen nicht kannten, wir, die wir doch unser Leben um die selbe Zeit begonnen hatten, in der dieses Bild entstanden war? Wenn wir noch gleichgültig an ihnen vorbeigegangen wären! Aber wie hatten wir unser Glas erhoben, als Otto Ludwig genannt wurde, und wie war unser Lächeln still und tief geworden beim Anblick Rörifes! Wer aber waren die Anderen? Was hatten sie geschrieben, Warggraff und Daumer, Duller, Sternberg, Höfer, Steuß, Meyr, Hank und noch Manche, denen man einen Platz in der Ruhmeshalle gegönnt hatte, unter den Auserwählten, und deren Namen wir so bald nun völlig vergessen hatten? Siebte die Zeit so grausam schnell?

Ein Lexikon wurde geholt. Jetzt waren wir Alle ganz Eifer. Wie zum Scherz waren sie aus ihrem Rahmen zu uns herabgetreten. Aber tiefer und tiefer hatten sie uns in den Streit der Meinungen gezogen, der ihre Tage ausgefüllt hatte. Denn siehe: fast Alle, deren Namen wir nicht gekannt und die wir nun suchten und fanden in dem Lexikon, fast Alle hatten mit dem Geist der Zwietracht gerungen, der damals durch deutsche Lande ging, waren von ihrer Hoffnung und ihrem Schwerm ins Reich des Journalismus geworfen, waren Zeitungsleiter und Zeitungsschreiber geworden und hatten gedulbig oder ungedulbig einem deutschen Volk, das noch kein Recht hatte, sich so zu nennen, die Zukunft gepredigt. Ein Mhnen von der herben, entsetzenden Größe jener Tage ging uns auf, als so Einer nach dem Anderen aus dem Dunkel der Vergangenheit wieder erstand und die schlichten Daten seines Lebens (gab sein Amt auf; wurde ins frankfurter Parlament gewählt; redigirte das und das Blatt) an unser Ohr klangen. Und Einen — Schandeln — fanden wir überhaupt nicht; auch nicht, als wir nach einem älteren Lexikon griffen; auch nicht in der Literaturgeschichte, die wir gerade zur Hand hatten. Er war vergessen. Nicht hinter Fontane steht er in der Ruhmeshalle deutscher Nation: nun suchten wir ihn vergeblich in dem gedruckten Niederschlag des letzten Jahrhunderts. Ich glaube, wir haben ihm ein stilles Glas geweiht. Denn wir waren recht

still geworden. Mit dem älteren Vergil hatten wir Vergleiche angestellt und gemerkt, wie genau und unermüdet das Sieb der Zeit arbeitet. 1875 füllten die Titel der Werke dieser Fruchtbaren noch eine halbe Spalte; 1895 begnügte man sich mit einigen Namen. Und wir mußten der klugen Sieberin Recht geben; kannten wir doch kaum die angeführten Namen. Von Auflage zu Auflage aber wurde das von Denen, die unser Auge mit freudigem Aussehen begrüßt hatte, Gesagte länger; als ob sie unter der Theilnahme der Menschheit gewachsen wären und nun Alles ringsum übertrugen. Das waren die Stillen im Lande, die ihren Glocken reinen Klang erhalten und nicht in der Zeit des Aufruhrs an den Strängen gezogen hatten.

Dichter und Journalisten! In der Ruhmeshalle der deutschen Nation aus dem Jahr 1865 haben die Journalisten die Mehrheit. Sie waren ihrer Zeit nothwendiger. Darum war die Zeit ihnen dankbarer als den Poeten. Jär die Dichter gilt ja nur die Ewigkeit. Spiegelt die sich schon hier in ihren Herzen, so stellt sie sich doch wie eine trennende Mauer zwischen sie und das stürzende Meer, mit dessen Stürmen Jene täglich kämpfen. Die Stillen scheinen Egoisten; sie gehen in ihrem Garten umher und pflanzen Bäume, während die Andern „die Kreuze aus der Erde reißten, um Schwerter daraus zu schmieden.“ Sind aber die Schwerter rostig und stumpf geworden: noch reißt die goldene Aepfel; und das befreite, erhobene Volk greift nach ihnen wie nach dem höchsten Lohn. In einer neuen Auflage des Vergils fehlt dann wieder einer von den Helden der Feder. Sein Name ließ den Blätterwald rauschen. Der Kranz des Tages gehörte ihm, gleich dem Rimen. Aber der Kranz der Zukunft? Der bleibt dem Dichter. Goethe fiel uns ein, auf den die Eroberung Weimars durch die Franzosen so wenig Eindruck machte; und rückwärts blickten wir bis zu Pythagoras: Störe mir meine Kreise nicht! Götterliebende Jene; und Diese? Nicht mehr als die Drachenzähne, die in Zeiten der Noth in die Erde gesät werden müssen. Die eisernen Männer wachsen aus ihnen hervor, die eiserne Zeiten brauchen. Das Zeitalter vor dem Ausbruch der deutschen Revolution war das Zeitalter der Journalisten.

Eifrig waren wir beschäftigt, Tagesruhm und Nachruhm, äußere Nothwendigkeit und inneres Ausleben in der großen Wage abzuwägen, deren Zünglein immer schwankt, — da rief Einer: „Hebbel finde ich nicht!“

Alle blickten auf das Bild. Hebbel wollten wir ohne Hilfe der Zukunten finden; denn wir kennen die mächtige Stirn, unter der die Augen so tief liegen, den nach innen gekehrten Blick, das kurze Kinn, dessen Energie der Bart verdeckt. Wo war er?

Und Einer sagte: „Er ist nicht da. Sie haben ihn nicht in die Ruhmeshalle seiner Zeit aufgenommen.“ Und dieser Eine verlas noch einmal die dreißig Namen, die Namen der von Gutzkow Eingeladenen, in seinem Namen Versammelten, von dem Vergil und Literaturgeschichte längst schon nichts mehr wußten, stand hinter Fontane, die Birch-Pfeiffer war da, — aber Hebbel fehlte.

Als wir das Bild wieder an seinen Nagel hängten, waren wir noch stiller geworden. Unser Birch aber nahm aus seinem Bücherstumpf die gesammelten Werke des Verschnühten, der ihn, dem Weltverächter, ein Freund war, stellte sie unter die verstaubte Ruhmeshalle und lächelte.

Kant und Goethe.*)

Avon zwei prinzipiellen Gesinnungen, die in sehr mannichfachen Ausgestaltungen die Kultur durchziehen, gehen die nächstliegenden Vereinfachungen des Weltbildes aus: von der materialistischen und der spiritualistischen; jene alles Geistige und Ideale in seiner Sonderexistenz leugnend und die Körperwelt mit ihrem äußeren Mechanismus für das allein Seiende und Absolute erklärend, diese umgekehrt alles Heublerlich-Anschauliche zu einem nichtigen Schein herabsenkend und in dem Geistigen mit seinen Werthen und Ordnungen die ausschließliche Substanz des Daseins erblickend.

Neben Beiden haben sich zwei Weltanschauungen gebildet, deren Einheitgedanke jenem Dualismus unparteiischer gerecht wird: die kantische und die goethische. Es ist die ungeheure That Kants, daß er den Subjektivismus der neueren Zeit, die Selbstherrlichkeit des Ich und seine Unzurückführbarkeit auf das Materielle zu ihrem Gipfel hob, ohne dabei die Festigkeit und Bedeutsamkeit der objektiven Welt im Geringsten preiszugeben. Er zeigte, daß zwar alle Gegenstände des Erkennens für uns in nichts Anderem bestehen können als in den erkennenden Vorstellungen selbst und daß alle Dinge für uns nur als Vereinigungen sinnlicher Eindrücke, also subjektiver, durch unsere Organe bestimmter Vorgänge existiren. Aber er zeigte zugleich, daß alle Zuverlässigkeit und Objektivität des Seins gerade erst durch diese Voraussetzung begreiflich würde. Denn nur, wenn die Dinge nichts sind als unsere Vorstellungen, kann unser Vorstellen, über das wir niemals hinauskönnen, uns ihrer sicher machen; nur so können wir unbedingt Nothwendiges von ihnen aussagen, nämlich die Bedingungen des Vorstellens selbst, die nun von ihnen, weil sie eben unsere Vorstellungen sind, unbedingt gelten müssen. Müßten wir darauf warten, daß die Dinge, uns weisensfremde Existenzen, in unseren Geist von außen hineingeschüttet würden wie in ein passiv aufnehmendes Gefäß, so könnte das Erkennen nie über den Einzelfall hinausgehen. Indem nun aber die vorstellende Thätigkeit des Ich die Welt bildet, sind die Gesetze unseres geistigen Thuns die Gesetze der Dinge selbst. Das Ich, die nicht weiter erklärliche Einheit des Bewußtseins, bindet die sinnlichen Eindrücke zu Gegenständen der Erfahrung zusammen, die unsere objektive Welt restlos ausmachen. Dahinter, jenseits von aller Möglichkeit des Erkennens, mögen wir uns die Dinge-an-sich denken, also die Dinge, die nicht mehr für uns da sind; und in ihnen mögen für unsere Phantasie alle Träume der Vernunft, des Gemüths, der Idealbildung verwirklicht sein, während sie in der Welt unserer Erfahrungen, die für uns allein Objekt sein kann, keine Stelle finden.

Genauer angesehen, ist die kantische Lösung des Hauptproblems, des Dualismus von Subjekt und Objekt, Geistigkeit und Körperlichkeit, die: daß diesem

* So heißt ein kleines, fein geschriebenes Buch, das Professor Simmel (als elften Band der von Gurlitt herausgegebenen Sammlung „Die Kultur“) gegen Ende dieses Monats bei Barb, Marquardt & Co. erscheinen läßt. Eine Ergänzung zu Simmels „Sechzehn Vorlesungen“ über Kant; ein rascher und doch ruhiger Blick auf Goethes Weltbild. Die knappe Darstellung fügt die Ergebnisse des Betrachtens so fest in einander, daß es schwer war, ein Bruchstückchen davon zu lösen. Ich habe es dennoch versucht; und glaube, daß dieses Fragment Viele reizen wird, das Ganze kennen zu lernen.

Gegenſatz die Thatſache des Bewußtſeins und Erkennen überhaupt unterbaut wird; die Welt wird durch die Thatſache beſtimmt, daß wir ſie wiſſen. Denn die Bilder, in denen wir uns ſelbſt erkennen und für uns ſelbſt exiſtiren, ſind eben ſo wie die wirkliche Welt die Erſcheinungen eines Etwas, das uns in ſeinem An-ſich verborgen iſt. Körper und Geiſt ſind empiriſche Phänomene innerhalb eines allgemeinen Bewußtſeinzusammenhangs, an einander gebunden durch das Faktum, daß ſie Beide vorgeſtellt werden und den gleichen Bedingungen des Erkennens unterliegen. In der Erſcheinungswelt ſelbſt, innerhalb deren allein ſie unſere Objekte ſind, ſind ſie nicht auf einander zurüdführbar; weder der Materialismus, der den Geiſt durch den Körper, noch der Spiritualismus, der den Körper durch den Geiſt erklären will, ſind zuläſſig. Jeder muß vielmehr nach den ihm allein eigenen Geſetzen verſtanden werden. Aber dennoch fallen ſie nicht auseinander, ſondern bilden eine Erfahrungswelt, weil ſie von dem erkennenden Bewußtſein überhaupt, dem ſie erſcheinen, und ſeiner Einheit zuſammengehalten werden und weil jenseits von Beiden die zwar nie erkennbaren, aber doch immerhin denkbaren Dinge-an-ſich ruhen; und dieſe mögen (ſo können wir glauben) in ihrer Einheit den Grund jener Erſcheinungen bewahren, die nun, von unſeren Erkenntnißkräften geſpiegelt und zerlegt, in die Zwiſchheit von Geiſt und Körper, von empiriſchem Subjekt und empiriſchem Objekt auseinandergehen. Während alſo die äußere Natur, als Objekt für uns, keine Spur von Geiſt enthalten darf, ſo daß die vollendete Wiſſenſchaft von ihr nur Mechanik und Mathematik wäre, und während der Geiſt völlig anderen, immanenten Geſetzen folgt, binden die beiden Gedanken des übergreifenden, erkennenden Bewußtſeins und des Dinges-an-ſich, in dem ideale Ahnungen den gemeinſamen Grund aller Erſcheinungen finden, Beide zu einer einheitlichen Weltanſchauung zuſammen. Damit iſt die wiſſenſchaftlich-intellektualiſtiſche Deutung des Weltbildes auf ihren Höhepunkt gekommen: nicht die Dinge, ſondern das Wiſſen um die Dinge wird für Kant das Problem ſchlechthin. Die Vereinheitlichung der großen Zwiſchheiten: Natur und Geiſt, Körper und Seele gelingt ihm um den Preis, nur die wiſſenſchaftlichen Erkenntnißbilder ihrer vereinen zu wollen; die wiſſenſchaftliche Erfahrung mit der Ungleichheit ihrer Geſetze iſt der Rahmen, der alle Inhalte des Daseins in eine Form: die der verſtandesmäßigen Begreifbarkeit, zuſammenfaßt.

Nach einer ganz anderen Norm mißt Goethe die Elemente, um aus ihnen eine gleich beruhigende Einheit zu gewinnen. Ueber Goethes Philoſophie kann man nicht von der trivialen Formel aus ſprechen, daß er zwar eine vollſtändige Philoſophie beſeſſen, dieſe aber nicht in ſystematiſch-fachmäßiger Geſtalt niedergelegt habe. Nicht nur das System und die Schultechnik fehlten ihm, ſondern die ganze Abſicht der Philoſophie als Wiſſenſchaft: unſer Gefühl vom Werth und Zusammenhang des Weltganzen in die Sphäre abſtrakter Begriffe zu erheben; unſer unmittelbares Verhältniß zur Welt, das innere Anklingen und Mitfühlen ihrer Kräfte und ihres Sinnes ſpiegelt ſich, wenn wir wiſſenſchaftlich philoſophiren, in dem ihm gleichſam gegenüberſtehenden Denken; dieſes drückt in der ihm eigenen Sprache jenen Sachverhalt aus, mit dem es direkt gar nicht verbunden iſt. Wenn ich aber Goethe recht verſtehe, handelt es ſich bei ihm immer nur um eine unmittelbare Aeußerung ſeines Weltgefühls; er ſängt es nicht erſt in dem Medium des abſtrakten Denkens auf, um es darin zu objektiviren und in eine ganz neue Exiſtenzart zu formen, ondern ſein unvergleichlich ſtarke Empfinden der Bedeuſamkeit des Daseins und

seiner inneren Zusammenhanges nach Ideen treibt seine „philosophischen“ Aeußerungen hervor wie die Wurzel die Blüthe. Mit einem ganz freien Gleichniß: Goethes Philosophie gleicht den Lauten, die die Lust- und Schmerzgefühle uns unmittelbar entlocken, während die wissenschaftliche Philosophie den Worten gleicht, mit denen man jene Gefühle sprachlich-begrifflich bezeichnet. Da er nun aber zuerst und zuletzt Künstler ist, so wird jenes natürliche Sich-Geben von selbst zu einem Kunstwerk. Er durfte „singen, wie der Vogel singt“, ohne daß seine Aeußerung ein unförmig zubringlicher Naturalismus wurde, weil die Kunstform sie a priori gleich an ihrer Quelle gestaltete, gerade wie das wissenschaftliche Erkennen von vorn herein durch bestimmte Verstandeskategorien geformt wird, die in der sachlich vorliegenden Erkenntniß als deren Formen aufzeigbar sind. Es ist deshalb in Hinsicht auf die letzte und entscheidende Gesinnung vollkommen richtig, was, äußerlich genommen, ganz unbegreiflich scheint, wenn er sagt: „Von der Philosophie habe ich mich immer frei erhalten“. Darum wird eine Darstellung der Philosophie Goethes bis zu einem gewissen Grade ganz unvermeidlich eine Philosophie über Goethe sein. Nicht um Systematisirung seines Denkens handelt es sich (Das wäre ihm gegenüber ein sehr minderwerthiger Unternehmern), sondern darum, die unmittelbare Fortsetzung und Aeußerung des Gefühls für Natur, Welt und Leben bei ihm in die mittelbare, abgepiegelte, einer ganz anderen Region und Dimension angehörige Form der abstrakten Begrifflichkeit überzuführen.

Der entscheidende und ihn von Kant absolut scheidende Grundzug seiner Weltanschauung ist der, daß er die Einheit des subjektiven und des objektiven Prinzips, der Natur und des Geistes innerhalb ihrer Erscheinung selbst sucht. Die Natur selbst, wie sie uns anschaulich vor Augen steht, ist ihm das unmittelbare Produkt und Zeugniß geistiger Mächte, formender Ideen. Sein ganzes inneres Verhältniß zur Welt ruht, theoretisch ausgedrückt, auf der Geistigkeit der Natur und der Natürlichkeit des Geistes. Der Künstler lebt in der Erscheinung der Dinge als in seinem Element; die Geistigkeit, das Mehr-als-Materie und Mechanismus, das seinem Hinnehmen und Behandeln der Welt allerdings erst einen Sinn giebt, muß er in der greifbaren Wirklichkeit selbst suchen, wenn es für ihn überhaupt bestehen soll. Dies bestimmt seine besondere Bedeutung für die Kulturlage der Gegenwart. Die Reaktion auf den abstrakten Idealismus der Weltanschauung vom Beginn des neunzehnten Jahrhunderts war der Materialismus der fünfziger und sechziger Jahre. Das Verlangen nach einer Synthese, die Beide in ihrem Gegensatz überwand, rief in den siebziger Jahren den Ruf: „Zurück zu Kant!“ hervor. Aber die wissenschaftliche Lösung, die Dieser allein geben konnte, scheint nun als Ergänzung ihrer Einseitigkeit die ästhetische zu fordern; die so lebhaft wiedererwachten ästhetischen Interessen bieten eine besondere Form, den Geist wiederum in die Realität anzunehmen, und verbichten sich deshalb in den Ruf „Zurück zu Goethe!“ Für ihn sind die beiden Wege verschlossen, auf denen Kant jenen fundamentalen Dualismus überwindet: er steigt nicht unter die Erscheinungen hinaus, um sie, als bloße Vorstellungen, durch das erkenntnistheoretische Ich umschließen zu lassen, noch kann er sich, über sie hinweg, mit der Idee der Dinge an sich und ihrer unanschaulichen, absoluten Einheit begnügen. An dem Einen hindert ihn die Unmittelbarkeit seines geistigen Wesens, die ihn alles Theoretisiren über das Erkennen verachten läßt.

„Wie hast Du denn so weit gebracht?“

Sie sagen, Du habest es gut vollbracht.“

„Mein Kind, ich habe es klug gemacht:
Ich habe nie über das Denken gedacht.“

Und:

„Ja, Das ist das rechte Gleis,
Dah man nicht weiß, was man denkt,
Wenn man denkt:
Alles ist als wie geschenkt.“

Seiner im höchsten Sinn praktischen Natur war die Beschäftigung mit den Vorbedingungen des Denkens widrig, weil diese das Denken selbst, seinen Inhalt und Resultaten nach, nicht förderten. „Das Schlimmste ist“, sagt er zu Erdmann, „daß alles Denken zum Denken nichts hilft; man muß von Natur richtig sein, so daß die guten Einfälle immer wie freie Kinder Gottes vor uns dastehen und uns zurufen: Da sind wir.“ Die Abneigung gegen Erkenntnistheorie, die aus solchen Gründen der psychologischen Praxis hervorging, entfernte ihn völlig von dem kantischen Weg, in den Bedingungen des Erkennens, in dem Bewußtseinszusammenhang, der die empirische Welt trägt, die Versöhnung ihrer Diskrepanzen zu suchen. Das Absolute aber, in dem diese gefunden wird, aus der Erscheinung heraus in die Dinge-an-sich zu verlegen, würde für ihn die Welt sinnlos machen. „Vom Absoluten im theoretischen Sinn wag' ich nicht zu reden; behaupten aber darf ich; daß, wer es in der Erscheinung anerkannt und immer im Auge behalten hat, sehr großen Gewinn davon erfahren wird.“ Und ein anderes Mal: „Ich glaube einen Gott. Das ist ein schönes und löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wie und wo er sich offenbare, Das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden.“ Nicht außerhalb der Erscheinungen, sondern in ihnen fallen Natur und Geist, das Lebensprinzip des Ich und das des Objekts zusammen. Dieser anschauende Glaube, ohne den es überhaupt kein Künstlerthum gäbe, hat in ihm sein äußerstes, das ganze Weltfühlen durchdringende Bewußtsein erlangt, da er, als die höchste Künstlernatur, die wir kennen, gerade in eine Zeit traf, in der jener Gegensatz die maximale Spannung und damit das maximale Versöhnungsbedürfnis erreicht hatte. Goethe, der „Augenmensch“, war seiner Natur nach zu sehr Realist, um die Wirklichkeit zu ertragen, wenn sie nicht in ihrer ganzen Erscheinung Darstellung der Idee wäre; Kant war zu sehr Idealist, um die Welt ertragen zu können, wenn die Idee (im weitesten, nicht in dem spezifischen Sinn der philosophischen Terminologie) nicht die Wirklichkeit ausgemacht hätte.

Der tiefe Gegensatz der beiden Weltanschauungen, die doch dem gleichen Problem gegenüberstehen, tritt in dem Verhältnis hervor, das sie Beide zu dem berühmten Satz Hallers haben, daß „kein erschaffener Geist ins Innere der Natur dringt.“ Beide bekämpfen ihn mit förmlicher Entrüstung, weil er jenen Abgrund zwischen Subjekt und Objekt bereutigen möchte, den es gerade auszufüllen galt. Aber auf wie verschiedene Motive hin! Für Kant ist der ganze Ausspruch von vorn herein unsinnig, weil er die Unerkennbarkeit eines Objektes beklagt, das es gar nicht giebt. Denn da die Natur überhaupt nur Erscheinung, also Vorstellung in einem vorstellenden Subjekt ist, so hat sie überhaupt kein Inneres. Wenn man von einem Inneren ihrer Erscheinung sprechen wollte, so sei es Dasjenige, in das Beobachtung und Zergliederung der Erscheinungen wirklich dringen. Wenn die Klage sich aber auf Dasjenige bezieht, was hinter aller Natur liegt, also nicht

mehr Natur, weder ihr Aeußeres noch ihr Inneres ist, so ist sie nicht weniger thöricht, weil sie Etwas zu erkennen verlangt, das seinem Begriff nach sich den Bedingungen des Erkennens entzieht. Das Absolute hinter der Natur ist eine bloße Idee, die niemals angeschaut, also auch nicht erkannt werden kann. Goethe hingegen, solcher erkenntnistheoretischen Ueberlegung ganz fern, verwirft jenen Spruch aus dem unmittelbaren Mitfühlen mit dem Wesen der Natur heraus:

Natur hat weder Kern
Noch Schale,
Alles ist sie mit einem Male.

Und:

Denn Das ist der Natur Gestalt,
Daß innen gilt, was außen galt.

Und:

Wüßtet im Naturbetrachten
Zimmer Eins wie Alles achten,
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen,
Denn was innen, Das ist außen.

Daß das Tiefste, Innerste und Bedeutsamste, nach dem man sich sehnen kann, nicht auch in der Wirklichkeit ergreifbar sein sollte, ist ihm schlechthin unerträglich. Der ganze Sinn seiner künstlerischen Existenz wäre ihm dadurch erschüttert. Wenn er deshalb jenem Spruch entgegenhält: „Ist nicht der Kern der Natur Menschen im Herzen“, so ist Dies nur scheinbar der kantischen Ansicht gleich, die die Natur und ihre Gesetze in das menschliche Erkenntnisvermögen, als dessen Produkte, hineinverlegt. Denn Goethe will sagen: Das Lebensprinzip der Natur ist zugleich auch dasjenige der menschlichen Seele, Beide sind gleichberechtigte Thatfachen, aber hervorgehend aus der Einheit des Seins, die die Gleichheit des schöpferischen Prinzips in die Mannichfaltigkeit der Gestaltungen entwickelt; so daß der Mensch in seinem eigenen Herzen das ganze Geheimniß des Seins und vielleicht auch seine Lösung zu finden vermag. Der ganze künstlerische Rausch der Einheit von Innen und Außen, von Gott und Welt, bricht in ihm, aus ihm hervor. Solcher Behauptungen über die Dinge selbst enthält sich Kant. Er sagt nur Das über sie aus, was sich aus den Bedingungen ihres Vorgefelltwerdens ergibt. Nicht, weil Natur und Menschenseele ihrem Wesen, ihrer Substanz nach einheitlich sind, kann man das Eine aus dem Anderen ablesen, sondern, weil die Natur eine Vorstellung in der Menschenseele ist, so daß die Form und Bewegung dieser allerdings die allgemeinsten Gesetze jener bedeuten muß. Man kann den Gegenatz, um den es sich handelt, im Hinblick auf den Spruch Hallers zu einer kurzen Formel zuspißen; fragt man nach dem eigenen Wesen der Natur, so antwortet Kant: Sie ist nur Aeußeres, da sie ausschließlich aus räumlich-mechanischen Beziehungen besteht; und Goethe: Sie ist nur Inneres, da die Idee, das geistige Schöpfungsprinzip, auch ihr ganzes Leben ausmacht. Fragt man nach ihrem Verhältnis zum Menschengesist, so antwortet Kant: Sie ist nur Inneres, weil sie eine Vorstellung in uns ist; und Goethe: Sie ist nur Aeußeres, weil die Anschaulichkeit der Dinge, auf der alle Kunst beruht, eine unbedingte Realität haben muß.

Professor Dr. Georg Simmel.



Die frühen Kränze.*)

Soft bange ich, vom Thal der Heiterkeit
 Wiege mein Weg zu Stille schon und Schweigen,
 Denn leiser wandelt meiner Stunden Reigen,
 Wie Menschen gehn vor naher Müdigkeit.

So war, was ich, ein Kind, ein Träumer nahm,
 Das Leben schon? Und waren die verführten
 Geschicke, die ich griff, schon reife Blüthen,
 Mit denen meine Jugend zu mir kam?

Doch fragen sind Dies, die ich klaglos sprache,
 Denn Keiner weiß es ganz, was er erlebt,
 Da er noch Strom ist und geschwollte Schwinge,

Und erst wenn alle Unrast fern verbebt,
 Malen sich bildhaft auf der stillen Fläche
 Die späten Träume der erlebten Dinge.



Doch diesen Glanz verlangt es mich, zu halten,
 Zu fassen Das, was kaum Erlebnis war,
 Der ferne Gruß, der Frauen mattes Haar,
 Den lieben Schritt enteilernder Gestalten

Und solche Bilder, ehe sie verschatten,
 In heißen Worten formend zu erneuern,
 Daß sie, geläutert von den späten Feuern,
 Ein Glühen geben, das sie einst nicht hatten.

So wird, was schon verging, mir neu zu Eigen
 Und reicher nun. Gefangen im Gedicht,
 Runden die Stunden längst schon welker Lenze

Sich lächelnd wieder in den Lebensreigen
 Und ein — fast träumendes — Besinnen sicht
 Die bunten Farben in die frühen Kränze.

Wien.

Stefan Zweig.

*) Unter diesem Titel veröffentlicht (im Inselverlag) der junge, soeben mit dem Bauernfeldpreis geehrte Dichter Stefan Zweig seine neuen Verse. Das Buch (dem vor acht Tagen das starke Gedicht „Der Verführer“ entnommen wurde und aus dem ich heute noch zwei Sonette mittheilen will) wirkt nicht um Freundschaft und erwirbt sie dennoch; es ist reich an Tönen und Rhythmen, Gedanken und Bildern. Und der Poet, durch dessen Adern ein sapphisch feines Feuer rieselt, hat die Dinge, von denen seine Seele träumte, so lange angeschaut, bis er dem Empfinden den persönlichsten Ausdruck fand.



Selbstanzeigen.

Die gemeinnützige Forschung und der eigennützige Forscher. Antwort auf die von W. Fliess gegen Otto Weininger und mich erhobenen Beschuldigungen. Wien, Braumüller. 1906.

Kaum jemals ist eine Plagiatbeschuldigung so leichtfertig, zugleich aber mit einem solchen Aufwand haltloser Argumente erhoben worden. Weininger hat von mir gar nichts gehört als das Wort Bisexualität. Das hat bei ihm auslösend, zündend gewirkt. Aber es mußte natürlich etwas zum Zünden da gewesen sein. Wer hätte außer ihm auf dies einzige Wort hin „Geschlecht und Charakter“ schreiben können? Das Wort Bisexualität hätte er übrigens früher oder später in der Literatur finden müssen. Das sieht endlich auch Fliess ein und darum reklamiert er für sich jetzt die Idee der Doppelgeschlechtigkeit, wonach jeder Mensch aus zweierlei Substanz, männlicher und weiblicher, zusammengesetzt ist. Von einer Entdeckung kann da nicht die Rede sein; es ist wirklich nur eine Idee, obendrein eine sehr nahliegende, auf die ein Geist wie Weininger wohl eben so leicht kommen konnte wie Fliess; aus der man übrigens gar nichts folgern, sondern mit der man höchstens Beobachtungen abschließen kann. Fliess stellt die Sache immer so dar, als müsse Einem der Gedanke der Bisexualität das Thor zu unermeßlichen Schätzen öffnen. Das Beobachten wird Einem dadurch aber durchaus nicht erspart. Und gerade die originellen Beobachtungen geben, nebst den genialen Spekulationen, Weiningers Buch den Werth. Von Alledem findet man aber bei Fliess keine Spur. Dessen Begabung liegt eben auf einem ganz anderen Gebiet. Wer Weiningers ungeheuren Ideenreichtum erkannt hat, wird erstaunt fragen, welchen Grund dieser Autor gehabt haben soll, bei Anderen Ideen zu holen. Solche Beschuldigung konnte nur in einer Zeit erhoben werden, wo Fürstinnen silberne Büffel stehlen. In mancher Beziehung ähnlich ist mein Fall. Ich hatte die Beobachtung gemacht, daß musikalische Erinnerungen in gewissen Intervallen frei steigen. Tausende machen täglich die Beobachtung, daß ihnen auf einmal eine Melodie durch den Kopf schießt. Was ist Wunderbares dabei, daß eines Tages ein Psychologe von Fach kommt und die Intervalle nachrechnet, in denen die Melodien frei steigen? Zumal die „frei steigenden Vorstellungen“ seit etwa hundert Jahren schon ein vielumstrittenes Problem der Psychologie bilden! Als ich mit Fliessens Forschungen bekannt wurde, habe ich dann die Periodizität zur Erklärung der von mir beobachteten Thatfachen herangezogen und Das in meinem Buch über die „Perioden des menschlichen Organismus“ mit aller Offenheit gesagt. Warum denn nicht? Die Originalität meiner Beobachtungen erlitt ja dadurch nicht die geringste Einbuße. Von Alledem, was in meinem Buch steht, ist bei Fliess nicht das Geringste zu finden, außer der Zahl 23, auf die ich thatächlich rechnend gekommen bin; gewiß ein interessantes Zusammentreffen, doch nicht so wunderbar, wenn man bedenkt, daß wir ja Alle der selben Wirklichkeit forschend gegenüberstehen. Fliess bestreitet die Möglichkeit der selbständigen Auffindung des erwähnten Intervalles und behauptet, ich habe meine Beobachtungen einfach erfunden. Als ob Beobachten nicht eben so leicht wäre! Ueber den Widerspruch dieser Zumuthung läßt sich nicht reden. Fliessens Haupttrumpf besteht aber darin: Die Stunde ist ein willkürliches Maß;

hätten wir eine andere Tageseintheilung, dann würde mein achtzehnstündiges Intervall länger oder kürzer werden und von einem Intervall muß man doch Konstanz verlangen. Man frage ich: Wie kann ein beobachtetes achtzehnstündiges Intervall (etwa von acht Uhr abends bis zwei Uhr nachmittags) seine Dauer ändern? Nennen kann sich doch höchstens das Maß; also bei einem Zwanzigstundentag würde es fünfzehn Stunden betragen, sich eventuell durch einen Bruchtheil ausdrücken. Die psychische Periodizität, deren Auentdeckung sich Fließ nach dem Erscheinen meines Briefes annahm, hat bei ihm eine ganz andere Bedeutung als bei mir. Fließ behauptet, es gebe besonders günstige Tage für die geistige Produktion (er weist Das an der Biographie Schuberts nach); ich behaupte, ein Lied, ein Gedicht, ein wissenschaftlicher Einfall komme in einem bestimmten Intervall nach dem gravitirenden Eindruck zu Stande. Fließ beruft sich bei seinen Beschuldigungen immer auf Briefe des Professors Freud. Wenn er wirklich, wie von ihm verkündet wird, der Psychologe wäre, „dem schwerlich irgend Jemand an Tiefe des Blickes nachsteht“, so müßte er erkennen, daß diese Briefe nur der Ausdruck einer ärgerlichen Verstimmung sind. Und dadurch, daß man derlei Stimmungsurtheile drucken läßt, werden sie noch nicht zu einer Charakteristik für den Beurtheilten; am Allernützlichsten kann man sie wie eibliche Zeugenaussagen verwenden. Die Art, wie Fließ in der Angelegenheit vorgegangen ist, zeigt klar, daß er nicht die Wahrheit, sondern Schuldige finden wollte.

Wien.

Dr. Hermann Swoboda.

Die hier angezeigte Schrift ist im Mai 1906 erschienen. Sie sollte die Antwort auf eine Brochure sein, die Herr Dr. Pfennig, unter dem Titel „Wilhelm Fließ und seine Nachentdecker Otto Weininger und Hermann Swoboda“, veröffentlicht hatte. Fließ selbst hat Herrn Dr. Swoboda dann in einer Schrift („In eigener Sache“) geantwortet, die er hier auch ausführlich angezeigt hat. Diese Chronologie ist wichtig, weil sie zeigt, daß Fließ als Letzter gesprochen hat und daß gegen seine Argumente bisher von dem Angegriffenen nichts vorgebracht worden ist als das in der heute gedruckten Anzeige Enthaltene.



Die Reichsfinanzreform von 1906. Ernst Heinrich Moritz, Stuttgart.

Man fühlt sich an den seligen Schloezer erinnert, der jede eine gewisse Grenze überschreitende Forderung an Steuern als „Banditenforderung“ des Staates bezeichnete, wenn man heute in den Zeitungen die Schmerzensschreie über die neuen Steuern liest. Das öffentliche Gewissen hat eben immer noch nicht den erforderlichen Grad von Empfindlichkeit für die Erwägung, daß die Kollektivbedürfnisse, die mit den Steuern befriedigt werden sollen, doch im letzten Grunde Bedürfnisse des Individuums sind. Mein Buch entstand aus einer gewissen Freude darüber, daß es in der vorigen Parlamentssession gelang, die Reichsschuldenmisere wenigstens einigermaßen einzudämmen. Wer für des Vaterlandes Größe Opfer zu bringen bereit ist, wird sich beim Lesen des Buches dieser Genugthuung anschließen. Dem, der die neuen Steuern verwünscht, zeigt es wenigstens, wie sie zu Stande gekommen sind.

Dr. Hugo Linckmann.



Politische Impressionen.

Sin volles Haus und ich bin noch nicht geschminkt, jammerte der Komiker; der Reichstag tritt zusammen und die Fleischnoth wird unerträglich, stöhnte Fürst Bülow.

Er ist geblieben. Selbstverständlich. Denn wir leben in der Aera der Bluffs. In Oesterreich hieß es eine Weile, sobald eine Forderung populär war, von oben herab stets: „Zusamment nôt!“ Bei uns heißt es: „Etich!“ Wer sich diese psychologische Erkenntniß angeeignet hat, kann mit Leichtigkeit Prophetenhonorare einheimfen.

Um Bülow ist es jammer schade: als particulier de distinction, als Maecen, als Madame Geoffrin hätte er auf die Welt kommen müssen; er konnte uns einen Salon schenken.

Der Sozialanzeiger ist an die Stelle des Reichsanzeigers getreten. Dieser Saß genügt zur Charakteristik der neuen Aera.

In „Frau Jenny Treibel“ proklamirt der verrückte Lieutenant Vogelgang eine „Koyaldemokratie mit einem einzigen, Alles überragenden Pic“. Das schien Fontane verrückt, aber jetzt bestätigt es die Zeit.

Nicht nur die Sozialdemokraten, auch wir Staaterhaltenden haben ein Schweineglied. Statt eines Bebel, der über keine Vorbildung, sondern nur über eine Nachbildung verfügt, denke man sich an der Spitze der rothen Rotte einen Junker, einen Laffalle, gerüstet mit der ganzen Bildung des Jahrhunderts und auch anderen Parteien persönlich sympathisch. Wenn ein solcher Mann die organisirte Arbeiterschaft gegen die desorganisirten Regierungstruppen führte! Und wer bürgt dafür, daß diese Perspektive nicht zur Wahrheit werde? Genies erzeugen Bewegungen und Bewegungen Genies.

Das Staatsministerium gleicht einer Kapelle, der der Dirigent fehlt. Herr von Zedlitz hat treffend im „Tag“ hervorgehoben, wie im Osten Unterrichtsministerium und Landwirtschaftsministerium disharmonisch konzertiren. Einen Kapellmeister her!

Wenn wir einen Feldzug gegen Frankreich oder Rußland hätten, so würden wir Armeen parallel nach der Grenze zu bewegen. Wir würden nicht die gesammte Heeresmacht vor eine Festung konzentriren. In der Politik (die doch auch eine Kriegführung ist) sind Parallelbewegungen, wie es scheint, nicht mehr möglich. Der „leitende Staatsmann“ beschäftigt sich mit einer Frage; inzwischen stoßt alles Andere. Was wird aus unserem handelspolitischen Verhältniß zu Amerika? Willkardden stehen auf dem Spiel. Doch wollte jetzt ein Patriot dem Kanzler mit dieser Frage naßen, so würde er ungeduldig abwinken: „Sehen Sie denn nicht, daß ich mit der Fleischtheuerung und mit anderen Dingen zu thun habe?“

Was „Enthaltungen“ anbetrifft, so haben es die Engländer besser als wir, weil die Opposition die Akten kennt und jede regierende Partei weiß, daß ihr Stündlein schlagen wird.

Der politische Kreis, den wir geistig beherrschen sollen, ist rapid ins Ungeheure gewachsen und das Durchschnittsgehirn hat diesem Wachstum nicht folgen können. Diese einfache Ueberlegung fordert gebieterisch, daß der Auslesekreis für die Diplomatie erweitert werde. Dann wird die Chance günstiger, auf ein Ausnahmehirn zu treffen. Bleibt die Diplomatie Alleinbesitz einer trotz wundervollen Ausnahmen mumifizierten Kaste, so werden wir in der internationalen Konkurrenz sicher von den Staaten distanzirt werden, in denen das Vorurtheil die Auslese nicht verhindert.

Wenn bei uns ein Ministerposten besetzt werden soll, ist guter Rath theuer. Tüchtige Leute werden an die Spitze eines Ressorts gestellt, dem sie gänzlich fremd sind. Warum denkt man nicht an Ministerzucht? Warum sagt der angeblich allgegenwärtige Herrscher nicht einem Mann seiner Wahl: „Ich beabsichtige, Sie in etwa zwei Jahren in diese oder jene Stellung zu berufen!“ Friedrich Wilhelm IV. hatte einen richtigen Gedanken, wenn er von der „Ministererziehung“ sprach; nur trieb ers in der Praxis freilich allzu wunderbarlich.

Die Beamten sind wie die Juden. Will man Einem von ihnen an den Leib, so nehmen sie es Alle persönlich und schreien, wie Ajar schrie.

Das Volk jubelt, die Intelligenz knirscht. Das wäre unmöglich, wenn wir eine einheitliche Volksbildung hätten. Ein großer Schulminister thut uns noth.

Was beherrscht heute die Welt? Geld oder, wenn man Geld als Arbeitsgallert ansehen will, Arbeit. Monarchen kennen den Geldwerth nicht. Sie kennen auch die erwerbende Arbeit nicht. Ich weiß nicht, wie Jemand regiren soll, dem diese beiden Begriffe leerer Schall sind.

Zu den Schwarzsehern darf ich mich nicht rechnen; ich finde: wenn auch die regierenden Schichten sich dekomponiren, so ist doch schon eine neue Einheitbildung sichtbar. Männer aller Parteien fühlen sich durch einen gewissen Stimmungsgelbst, durch eine gemeinsame Kritik und eine gemeinsame Sehnsucht geeint. Eine Freimaurerei, die sich gewiß schon jetzt in äußerer Organisation verkörpern ließe.

Eduard Goldbeck.

Wenn man einige Monate die Zeitungen nicht gelesen hat und man liest sie alsdann zusammen, so zeigt sich erst, wie viel Zeit man mit diesen Papieren verdirbt. Die Welt war immer in Parteien getheilt, besonders ist sie es jetzt; und während jedes zweifelhaften Zustandes firt der Zeitungschreiber eine oder die andere Partei mehr oder weniger und nähert die innere Neigung und Abneigung von Tag zu Tag, bis zuletzt Entscheidung eintritt und das Geschehene wie eine Gottheit angestaunt wird. (Goethe.)

Dampfplüge bauen wir in den bewährtesten
Constructions.
Strassenlocomotiven und
Dampfstrassenwalzen bauen wir gleichfalls als Spe-
cialitäten in allen practischen
Grössen und zu den mässig-
sten Preisen.

John Fowler & Co. in Magdeburg.

Berliner Bock-Brauerei

Abteilung I.
Tempelhofer Berg.

Berlin

Abteilung II.
Chausseestr. 58.

Wir empfehlen unsere anerkannt vor-
züglichen Biere in Gebinden u. Flaschen.

Gefällige Bestellungen erbitten

per Telefon: Amt VI, 3019, Amt IX, 9191, Amt III, 2933 u. 2935.

Die Direktion.



Circus Busch

Täglich Abends 7 1/2 Uhr

Rom

Original-Manegeschaustück des Circus Busch in 7 Bildern.

Verfasst und einstudiert von Herrn **Burkhardt-Footitt**. — Tänze vom ital. Hofball-
meister **Ottavi**. — Musik vom Kapellmeister **Taubert**. — Costüme aus dem Atelier der
Hollief, Baruch & Co. und **Verch & Flothow**. — Elektr. Lichteffekte von den **Hollief**.
Schwabe & Co. — Dekorationen von **Obronski, Impektoven & Co.** — Radium-
Costüme aus dem Laboratorium **S. Saubermann, Berlin**.

sowie das grosse Galaprogramm.

Dr. med. A. Smith'sches Ambulatorium für

Herz- und Nervenranke

Berlin W., Potsdamerstr. 52.

— Funktionelle Untersuchung und Behandlung. Ausführliches im Prospekt (frei). —
Literatur: Dr. med. **Max Asch**, Herz- und Nervenleiden und ihre Behandlung mit antibruchonen-
und Weizenströmen. — Historisches, Theoretisches und Praktisches in generalistischer
Darstellung. (Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Preis 30 Pf.)

Hotel „Cecilie“ Wiesbaden

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.
Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.



Der **Orthocentrische „Ideal“-Kneifer** ist ges.
geschützt u. der anerkannt beste. Verblüffend einfach, hocheleg.,
v. hervorragenden Aerzten empfohlen. Feder u. Säge sind eins.
Beseitigt Sehstörung durch **korrekte stabile Zentrierung**; fehler-
hafte Zentrierung verursacht Schielen. Sitz sehr fest, leicht
und überbrückt Tränenkanäle. Prospekt gratis. Alleinverkauf
nur: **Orthocentrische Kneifer Ges.**, m. B. H., Berlin W., Potsdamerstrasse 132,
3 Min. v. Potsdamerpl. Man achte genau auf Firma. Komplettes Material nur bei uns! Spezialisten und Feinmechaniker,
welche durch spezielle Vorrichtungen fehlerhafte und unter sich verschidene Augen individuell angepasst werden.



Waldemar Stahlknecht, Neuhaldensleben

Kunstkeram. Erzeugnisse

Bronce-Gefässe u. Blumenkübel (Terrakotta)

schiefergraue geschliff. Fonds ☉ Pol. plast. Goldornamente

Wasserdicht! Dauerhaft!

Erhältlich i. d. Luxusgeschäften, wenn nicht auch direct.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfg.



Busch

Prisma- Binocles.

Weltmarke

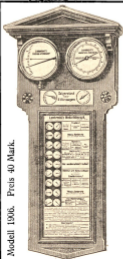
Zu beziehen durch alle optischen Handlungen, Kataloge gratis u. franko.
 Rathenower Opt. Industrie-Anst., vorm. Emil Busch, A.-G., Rathenow.

**Waldpark-Sanatorium
 Blasewitz bei Dresden.**

3 Spezialärzte.

• Winterkuren.
 Sämtliche mod. Kurmittel.
 Aller Comfort. — Prospekte.
 Besitzer: **Dr. Fischer.**

Magen-, Darm- Stoffwechsel-, Herz-, Nervenkr.



Modell 1906. Preis 40 Mark.

Vornehmes Festgeschenk!

36 Stunden vorher

gibt

Original Lambrecht's Wettertelegraph

auf die denkbar einfachste Weise das Wetter bekannt, indem nur die gegenseitige Stellung der beiden Zeiger, welche die drei Hauptfaktoren: Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit und Luftdruck anzeigen, in einer Tabelle aufzusuchen und die danebenstehende Prognose einfach abzulesen ist.

Lambrecht's Instrumente sind in den Kulturstaaten gesetzlich geschützt.

Ueber andere Ausstattungen verlange man
 Gratis-Drucksache No. 358.

Wilh. Lambrecht, Göttingen.
 Gegr. 1859 (Georgia Augusta).

Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen u. verschiedener anderer Staatsmedaillen, Ehrendiplom, Goldene Fortschrittsmedaille Wien 1906.

Vertreter an allen grösseren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

C. A. Ulbrich & Co. in Zürich.



Regelmässige
Schnell-Postdampfer-Verbindungen

von
BREMEN

nach

AMERIKA

New-York via Southampton Cherbourg
LONDON PARIS

Baltimore Galveston Cuba

Südamerika Brasilien La Plata

Mittelmeer Aegypten

Ostasien Australien

Specialprospekte werden auch von
sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben

Norddeutscher Lloyd

Bremen

DER
KLEINE
BROCKHAUS
ist soeben erschienen

A bis Z
in
2 Bdn.

Komplett
geb.
24 M.

Zu beziehen
durch alle Buchhandlungen.

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrenserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinfleck, Bad Godesberg a. Rh.

All. Komfort. Zentralheiz. elektr.

Licht. Familienleben. Prospekt

frei. Zwanglose Entwöhnung von

ALKOHOL

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.
Freitag, den 23. und Sonntag, den 25./11.
Das Wintermärchen.
Sonnabend, den 24. und Montag, den 26./11.
Der Kaufmann von Venedig.
Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Kammerspiele

des Deutschen Theaters
Freitag, den 23. und Sonntag, den 25./11.
Frühlingserwachen.
Sonnabend, den 24. und Montag, den 26./11.
Gespenster.

Thalia-Theater

Täglich: Anfang 8 Uhr.

Wenn die Bombe platzt.

Theater des Westens.

Freitag, d. 23./11. 7 $\frac{1}{2}$ U. 3 Rolandsknappen.
Sonnab., den 24./11. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Schützenlied.** (Fritz Werner
als Gast).
Sonntag, den 25./11. 7 $\frac{1}{2}$ U.
Der Trompeter v. Säckingen. (Richard Krensch
als Gast).
Montag, den 26./11. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Ein Glückes der Fremden.**

Cabaret Unter den Linden 22.
Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.
Eliteprogramm Schlager auf Schlager.

Neues Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.
Freitag, den 23./11. Premiere:
Kinder Schülerkomödie in 4 Akten
von Robert Misch.
Sonnabend, den 24. u. **Kinder.**
Sonntag, den 25./11.
Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Lortzing-Theater

Belle Alliancestr. 7/8. Dir. Max Garrison.
Freitag, d. 23./11. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Der Wildschütz.**
Sonnabend, d. 24. u. Montag, d. 26./11. 7 $\frac{1}{2}$ U.
Die Fledermaus.
Sonntag, d. 25./11. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Der Troubadour**

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Der Teufel lacht dazu

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 8 Bildern von Julius Freund.
Musik von Victor Holtzender.
Bender. Massary.
Joseph. Giampietro.
Phila Wolf.

Walhalla-Variété-Theater

Weinbergsweg 19/20 Am Rosenthaler Thor
Täglich Abends 8 Uhr
Das effektvolle November-Programm

Wissenswertes

für Denkende. Höchst lehrreiches
Buch Preis M. 1.20. Preisl. Gb. Bücher
gratis. R. Oschmann, Konstanz No. 516.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Wein-Restaurant

Leipziger Straße 94

□ — □ Otto

Maass

I. Etage. Täglich: Künstler-Concert. I. Etage.

A. Maass'

wissenschaftliche Werke sind föhrend und leitend auf vielen
geistigen Gebieten der Gegenwart. Zus. über 300 Seiten mit über
90 Artikeln, modernst. und interessantest. Inhalts. Preis 3.20 Mk. frk.
Zu bez. d. d. Buchhdlg. u. den Vert. A. Maass in Kolberg, Ostseebad.

Berliner-Theater-Anzeigen

Neues Schauspielhaus und Mozartsaal.

Am Nollendorfsplatz. Anfang 8 Uhr.
Freitag, den 23. u. Sonntag, den 25./11.

DER STURM

Sonntag, den 24./11.

Die Hochzeitsfackel.

Freitag, den 23. 11. Clavier-Abend von
Frl. Marie Louise Ritter. — Sonnabend,
den 24. 11. Konzert von Madame Fella
Litvinne. — Sonntag, d. 25. 11. Totenfest-
Konzert. — Montag, d. 26. 11. Populäres
Konzert. Wagner-Abend.

Komische Oper

Freitag, den 23./11. 8 U. **CARMEN.**
Sonnabend, den 24./11. 8 U. **Bohème.**
Sonntag, den 25./11. 8 Uhr. **Lakmé.**
Montg., d. 26./11. 8 U. **Hoffmanns Erzählungen**
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Kleines Theater.

Freitag, d. 23. u. **Ein idealer Gatte**
Montag, d. 26./11. 8 U.
Sonnabend, den 24./11. 8 Uhr. Premiere
Die Feinde von Maxim Gorki.
Sonntag, d. 25./11. 8 U. **Dieselbe** Vorstllg.
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

folies Caprice

Linienstr. 132 Ecke Friedrichstrasse.
Dir. Felix Berg.
Täglich: **Das Provinzmädel.**
Das Modell. Anfang 8 Uhr.

Lustspielhaus in Berlin

Freitag, den 23. Sonnabend, den 24. und
Montag, den 26./11. 8 Uhr.

Husarenfieber

Sonntag, den 25./11. 8 Uhr.
Die Bäuerin u. Eine Abrechnung
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Cabaret Roland von Berlin

Potsdamerstrasse 127.

Sensationeller Erfolg

des
Eröffnungs-Programm!
Täglich II—4 Uhr. Entree 3,20 M.

Miniaturen-Ausstellung

in den Salons

Friedmann & Weber

Täglich 7—10 Uhr. Berlin W., Königgrätzerstr. 9. Sonntag II—2 Uhr.

Schnell u. Sicher

The BERLIN

MESSENGER-BOY

Tel. VI. 9781.

COMPANY m. b. H.

👉 Boten 👈

für Besorgungen jeder Art innerhalb und ausserhalb Berlins.
Telephonische oder mündliche Bestellung.



Allen die sich matt und elend fühlen,

nervös und energielos sind, gibt Sanatogen neuen Lebensmut und Lebenskraft. Von mehr als 4000 Professoren und Aerzten glänzend begutachtet. Zu haben in Apotheken und Drogerien. Broschüren gratis und franko durch Bauer & Cie., Berlin SW. 48.

Haase-Ausschank Prinzenstr. 87.

Nähe Moritzplatz **Karl Woerz.**

Angenehm. Familienaufenthalt. Vorzügl. Küche u. aufmerksamste Bedienung
Diners und Menus. * 4 neurenovierte Kegelbahnen.
 Vereinssaal ca. 100 Personen fassend, sowie kleinere Vereinszimmer.

Haase-Ausschank Rosenthalerstr. 14.

Nähe Bahnhof Börse. Stadtkoch **Hugo Miede.**

Vollständig neurenovierte Restaurationsräumlichkeiten
 Den verehrlichen Vereinen empfehle meine Vereinszimmer, sowie Kegelbahnen.
Künstler-Freikonzerte Dienstag, Donnerstag und Freitag.

Haase-Ausschank Potsdamerstr. 112 a.

Nähe Lützowstrasse. Ökonom **Hugo Rother.**

Angenehmer Aufenthalt nach Theaterschluss.
 Den verehrlichen Vereinen empfehle meine Vereinszimmer, ca.
 30 Personen fassend.
Diners u. Menus. Vorzüglich gepflegte Biere, sowie gute Küche.
 ↩ Bis 1 Uhr nachts geöffnet. ↩



GERBODE'S

wirklich hervorragende, feine Qualitäts-Cigarren

Sumatra-Sortiment „Deli“

Perfectos	M. 7.— p. hundert	} je 50 Stk. dieser 4 Sorten M. 17.— franco.
Couch Elegantes	8.—	
Margaritas	9.—	
Excelsiores	10.—	

Carl Gerbode, Berlin C31.
 Spittelmarkt 11.-Etage. Telephon Amt I, 4916.

Stammhaus Gießen. Lieferant höchster Hofhaltung^{en}.



Saalecker Werkstätten

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Saaleck bei Kösen in Thüringen

Künstlerische Leitung: Prof. Schultze-Naumburg.
 Geschäftliche Leitung: Direktor Helmuth Koegel
 Abt. I: Architektur Abt. II: Gartenanlagen
 Abt. III: Möbel und Inneneinrichtungen

Die Saalecker Werkstätten übernehmen den Bau oder die Anlage von Stadt- und Landhäusern, Gutsböfen, Herrenhäusern, Schlössern,
 Villen, Gärten und Parkanlagen, sowie die Lieferung einzelner Möbel und ganzer Wohnanrichtungen.

Georg Hessing's
Technisch-Orthopädische Heilanstalt
Gross Lichterfelde-Ost, bei Berlin.

Erfolgreiche Behandlung bei freiem Umhergehen von: **Haft-, Knie- und Kniegelenk-Entzündung**, sowie der Entzündung der **Wirbelsäule**, von frischen und alten **Knochenbrüchen**, **Bruch des Schenkelhalses**, **Kinderlähmungen** u. deren Folgen, **Verkrümmungen der Wirbelsäule**, **Verkrümmungen nach Gicht**, **Rheumatismus etc.** **Angeborener Haft-Luxation**, auch nach erfolgloser Einrenkung und im vorgeschrittenen Alter.

— Prospekte auf Wunsch. —

— Eigener Wagen auf Verlangen an jedem Bahnhof Berlins. —

Als eine erste **Bezugsquelle** für die Beschaffung einer **gediegenen, vornehmen, stillgerechten**

≡≡≡ **Wohnungs-Einrichtung** ≡≡≡

empfiehlt sich die **altrenommierte Firma**

Societät Berl. Möbel-Zischler

Dekorationen und
 :: Teppiche ::

Sonderausstellung von Speisezimmern,
 Herrenzimmern, Salon und Schlaf-
 zimmern von 300 M. an

Kopien antiker
 :: Möbel ::

Berlin SW., nur
 a. d. Jerusalemer Kirche 3.

Für Gesellschaft, Reise und Sport
 unentbehrlich!

Pallabona

Einzig dastehendes trockenes

Haarreinigungsmittel.

Nasses od. spirituoses Waschen überflüssig
 Gesetzl. gesch. Aerztlich empfohlen.

Preis pro Schachtel 2,50 Mk.

Käuflich in allen f. Parfüm-, Drogen- u.
 Friseurgeschäften oder direkt durch

Pallabona-Vertrieb, München 66.

Cabinet-Comet
Graeger-
Sect
 Gold & Silber
 Zu beziehen durch
 die Weinhandlungen
Carl Graeger
 Sect-Kellerei
 Hochheim a.M.

Bestellungen
 auf die

➔ **Einbanddecke** ➔

zum 56. Bande der „Zukunft“

(Nr. 40—52. IV. Quartal des XIV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zu n.
 Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt
 vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a
 entgegengenommen.



Für alle, welche Sinn für echten Humor haben ist das

Wilhelm Busch-Album

Humoristischer Hauschat

enthaltend 13 der besten Schriften des Humoristen mit 1500 Bildern und das Portrait W. Busch's nach Franz von Lenbach

Das passendste Festgeschenk

Preis in rother oder grüner Leinwand geb. Mk. 20.—.

Im Album nicht enthalten sind die letzten Schriften des lachenden Philosophen, die wegen ihrer gereiften, mit köstlicher Satire gewürzten Lebensweisheit für ernste und nachdenkliche Leute eine willkommene Gabe bilden.

Zu guter Letzt. 7. Auflage, kart. Mk. 3.—

Kritik des Herzens. 9. Auflage kart. Mk. 2.—

Eduards Traum. 4. Auflage, kart. Mk. 2.—

Der Schmetterling. 3. Auflage, kart. Mk. 2.—

und die Kinderbücher:

Sechs Geschichten für Neffen und Nichten.

Koloriert, kart. Mk. 3.50.

Bilderpossen. Schwarz N. 2.— fol., kart. N. 3.—

Der Fuchs. Die Drachen. Zwei lustige Sachen.

Kart. Schwarz Mk. 2.—, fol., kart. Mk. 2.50.

Eine feine Ausgabe der „Knopp“-Erlöge in einem

schönen Geschenkbande mit einem farbigen Innentitel

ist soeben zum Preise von Mk. 5.— erschienen.

Die treffendsten Zitate Wilhelm Busch's sind als „Wilhelm Busch-Postkarten“ koloriert erschienen. 2 Serien à 20 Blatt in Mäppchen pro Serie Mk. 2.—

Verlag von Fr. Bassermann in München.

Eisbärfele

sind nicht besser oder teurer als meine Selbstschneideseife „Marie Glöckler“; feinste Seifentropfen, chemisch gereinigt, geruchlos, blendend weiß oder silbergrau, circa 1 cm groß 8 W. Vorlagen 6 u. 7 W. bei 3 Gl. fr. Prof. m. Anstett. fr. W. Heino, Längmühle Nr. 51 bei Schneeringingen (Kümb. Selbe).

Liköressenzen

zur Herstellung von Rum, Cognac und ähnlichen anderen feinen Likören. 6 Flaschen 4 Mark franko. Liste gratis. **Max Arndt**, Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert **Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.**

Schockethal

h. Cassel. Heren. Kaszel. t. naturl. heile. Gr. Erlöge. Wätkanen. Prop. Tel. 101 Amt Cassel. Dr. Schrammütel.

Klinik (Sanatorium) für

Berlin.

Gallensteinkranke mit Kurhaus

Nieder-Schönhausen

(Magen-, Darm-, Leberleidende).

Einheitliche Behandlung. Ohne Operation nach bewährten wissenschaftl. Methoden. Prospekte kostenfrei.

Idyllischer gesunder Landaufenthalt zur Kur, Nachkur und Erholung. Schönste Lage im Königlichen Park. Beste Verpflegung.

Dr. E. SCHUERMAYER, Berlin SW., Königsgräberstrasse 110

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wanneseebahn
 Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).



Beste Briefmarken
 200
 zu Freilichtpreis 3/4 Preis.
 MAX HERBST Marktesch Marktburg. 3.

Schriftsteller!



Bekannter Verlag über. litter.
 Werke aller Art. Trägt teils die
 Kosten. Accus. günst. Beding.
 Off. unt. B. M. 205. an Meissen-
 stein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Hochinteressant!!

Über Rousseau's Verbindung mit Weibern

2 Bände. 376 Seiten mit 12 Illustrationen.
 Eleg. broch. 4 M. Prachtband 5 M.
 Es ist mit jener Freiheit u. Offenheit ge-
 schrieben, wie sie den intimen Schriften des
 18. Jahrhunderts eigen sind und ihnen einen
 so pikanten Reiz verleihen. Ausführliche
 Prospekte u. Verzeichnisse über kultur-
 und sittengeschichtl. Werke gratis franco.

H. Barsdorf, Berlin W.30 r.
 Landshuterstrasse 2.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Die Unternehmungen der Brüder Siemens.

Von

Dr. Richard Ehrenberg,
 Professor der Staatswissenschaften an der
 Universität Rostock.

Erster Band.

Bis zum Jahre 1870.

Mit 7 Abbildungen.

Preis: 12 M., geb. 13 M. 20 Pf.

Manuskripte

aus dem Gebiet der schönen Wissenschaften,
 Philosophie, Politik, Rassenfragen aus allen
 Kulturgebieten, wenn wissenschaftlich gemein-
 verständlich, sucht Thüringische Verlags-
 anstalt G. m. b. H., Leipzig.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten,
 Romanen etc. bitten
 wir, sich zwecks Unterbreitung eines vor-
 teilhaften Vorschlags hinsichtlich Publi-
 kation ihrer Werke in Buchform, mit
 uns in Verbindung zu setzen.
 15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
 Modernes Verlagsbureau Curt Wicand

Pariser

Liebschaften von Rétil de la Bretonne
 deutsch von Peter Arstin,
 br. M. 6.—; gebd. M. 7.—; Liebh.-Ausg. M. 10.—,
 Seltene deutsche Bücher. Kat. grts. Zusendg.
 porto- und zollfrei.
 Ch. Corday, 51 z. r. Msr. le Prince, Paris.

Ein Jungen-Tagebuch

für Altersgenossen, Eltern, Lehrer

Otto der Ausreißer

von Gustav Naumann
 o. Dignen. o. C. Geiger

Ein Buch, das ernst
 genommen sein will
 das weder durch in-
 banerentem vorwärtl.
 noch durch breitgatre-
 rene Moral verstimmt.
 — brosch. M. 3.—
 gebd. M. 4.—

Verlag C. G. Naumann
 Leipzig

Zur gefl. Beachtung!

Willkommene Weihnachtsgaben bietet in reichhaltiger Auswahl die der heutigen Ausgabe beiliegende Preisliste der altrenommierten Holländ. Cigarrenfabrik und Tabakschneiderei Klover & Weres, Geldern (Niederrhein). Ein gut gewähltes Geschenk **doppelte Freude!** Gilt es, einen Raucher zu beschenken, dann hält die Wahl nicht schwer; denn eine Bereicherung seines Vorrates an Rauchmaterialien wird ihm stets hoch willkommen sein — Die genannte Firma versendet nur eigene Cigarren- und Rauchtabak-Fabrikate, deren hervorragende Qualität 4000 freiwillige Anerkennungs-schreiben garantieren! — Jeder Auftrag wird unter exakter Berücksichtigung besonderer Wünsche promptest und sorgfältigst erledigt, ausserdem wird Um-tausch jederzeit gerne bewerkstelligt, weshalb die vorliegende Weihnachtspreisliste in jeder Beziehung angelegentlichste Empfehlung verdient

Ausserdem liegt der heutigen Nummer noch ein Prospekt bei der Dieterich'schen Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher) in Leipzig betreffend

Goethe-Kalender auf das Jahr 1907.

Wir bitten beiden Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen.

DER WELTCOURIER



D. H. PLATT
1903

**• ILLUSTRIRTE ZEITSCHRIFT •
FÜR GESELLSCHAFTSLEBEN UND REISE,
MIT DEN BEILAGEN: DER AUTOMOBILTOURIST,
• DER AMATEURPHOTOGRAPH AUF REISEN • AUS SANATORIEN •**

Jährlich 24 Hefte in hervorragender Ausstattung.

Vierteljährlich 2 M. (Einzelheft 40 Pf.) Verlag von Hobbing & Co. G. m. b. H., Berlin SW. N.

Verlangen Sie **Probennummern** in allen **Buchhandlungen.**

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 675 Direktion.
" 7913 Kasse u. Effektenabteilung.
" 7914
" 7915 Kuxenabteilung.
" 7916

Telegramme: Ulrichus.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller im Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

3 Stunden Schnellzug von Berlin

Ostsee-Bad HERINGSDORF

(nur Sand-Strand)

„KURHAUS“

Schönstes u. vornehmstes Hotel der Ostsee, allerersten Ranges, neuerbaut, am 1. Juni d. J. eröffnet, direkt an d. gr. Dampferlandungsbrücke, unmittelbar am Strand u. Kümpromenade, umgeben v. herrl. Buchenwald, 300 Zimmer, fast alle nach der See, sämtlich mit Balkons in der gr. Glashalle, 2000 Personen fassend, Restaurant mit vornehm. französ. Küche Fahrstuhl, Überall elektr. Licht und Zentralheizung. Wintersaison vom 1. November bis 1. Mai.

BERLINER HOTEL-GESELLSCHAFT

(Hotel „Der Kaiserhof“, Berlin).

MULTIPLEX Gasfernzünder

DER BESTE DER WELT
HIER IM BETRIEB ZU SEHEN



Dieses Plakat finden Sie bei den Vertretern der „Multiplex“ Intern. Gaszänder-Ges. Berlin W. 9. Diese Ges. nimmt auf Anfragen gerne die Namen Ihrer Vertreter an allen Plätzen

Charakter-

Analysen nach der Handschrift von P. P. Liebe haben zum Idealziel: dem Gemüt einen intimen Reiz einzuflößen, das persönliche Leben zu erweitern. Wissenschaftl. Original-Methode, psycho-graphische Praxis seit 1890. Auf briefliche Anfrage kostenlos: seriöse Broschüre u. Honorarbedingung für die Beschreibung Ihres Innenlebens.

P. P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg.

Mein neuester

Antiquariats-Katalog Nr. 34

Geschichte

enthaltend in 2969 Nummern eine reiche Auswahl von Werken aus allen Gebieten der Geschichte, darunter u. a. wertvolle Werke aus der badischen und russischen (baltischen) Geschichte, steht auf Wunsch unentgeltlich und postfrei zu Diensten.

C. Troemer's Univ.-Buchh.
(Ernst Harms), Freiburg i. Br., Bertoldstr. 21

Herbst- u. Winterkuren.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhaas.

Fernsprecher 27.

oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neurosthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische Kuren.

Nach allen Erzeugnissen der Neuzeit eingerichtete Windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seeshöhe 450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt oder Administration im Berlin S.W., Mückernstr. 118.

Triumph der Deutschen Sekt-Industrie!

Laut Reichs-Statistik pro 1905/06 über-
steigen die von uns im 1. Halbjahr
1906 zur Herstellung unserer Marke

HENKELL TROCKEN.,

eingeführten 8040 Original-Fass er-
lesener Weine der Champagne um
über 50% den Import in Flaschen
eines ganzen Jahres aller
französischen Champagnermarken zu-
sammengenommen.

Henkell & Co., Mainz

Gepr. 1822.



Graphische Darstellung
des Verhältnisses zwischen
unserem Champagner-Import
und dem aller französischen
Marken zusammengenommen